

VII. A B S C H N I T T .

Die heutigen Häuser des Stephansplatzes und ihre Geschichte.

Nr. 1 ist die Metropolitan- und Pfarrkirche zu St. Stephan selbst.

Die auf Plätzen freistehenden Kirchen sind in der Regel nicht in die allgemeine Häusernummerierung einbezogen, wenn nicht angebaute Gebäudeteile Wohn- oder ähnlichen Zwecken dienen. Bei der Stephanskirche trifft das tatsächlich zu, denn in dem Baukomplex ist nicht nur die Wohnung des Mesners untergebracht, sondern auch die Dombauhütte einbezogen. Auch die Feuerwehr der Stadt Wien unterhält dort eigene Räume (im ausgebauten Turm); die einstige Totengräberwohnung, die noch vor nicht allzulanger Zeit Geschäftszwecken diente und als Blumen- geschäft eingerichtet war, steht jetzt als Magazin in Verwendung.

Nr. 2 (alt Nr. 875), identisch mit Stock im Eisen Nr. 2, s. ~~Nach~~ Band I, S. 7 - 13.

Nr. 3 (alt Nr. 874) ist das "Kurhaus zu St. Stephan", das den Raum der ehemaligen Bürgerschule und der alten Bauhütte von St. Stephan einnimmt. Auf die Bürgerschule weist eine zwischen dem zweiten und dritten Fenster des Erdgeschosses angebrachte Gedenktafel hin, die besser an dem entgegengesetzten Flügel des Hauses anzubringen gewesen wäre, wo die Schule tatsächlich stand. Auf der 1868 vom Gemeinderate errichteten Tafel ist zu lesen: "Hier stand die Bürgerschule der Gemeinde, die Älteste und bis zur Gründung der Universität durch Herzog Rudolph IV. auch die bedeutendste Lehranstalt der Stadt".

Erwähnt und bestätigt wird die Schule im Stadtrechtsbrief Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1237.

Wenn man bedenkt, daß im Mittelalter aller Unterricht von

den Pfarren ausging, wird wohl schon gelegentlich der Gründung der Pfarre St. Stephan (1137) dort eine Schule errichtet worden sein. Es ist aber aus dem gleichen Gründe doch etwas gewagt, die Schule bei St. Stephan als die älteste der Stadt zu bezeichnen, da wohl auch an den Pfarren zu St. Ruprecht und zu St. Peter, beide älter als St. Stephan, schon Pfarrschulen bestanden haben mögen.

Durch den kaiserlichen Stadtrechtsbrief von 1237 (Fridericianum) trat die Lateinschule bei der Pfarre St. Stephan unter den Schutz des Kaisers, der auch den "weiter bestellte; dort heißt es: "Wir wollen auch gemachsamer lernung versehen, davon weishait an dem volch gelernt wirt und daz ungelernt alter der chinder gelert wirt, und geben vollen gewalt dem maister, swer von uns, unsern nachchomen genomen wirt ze der schuel zu Wienn ze verwesen, daz der ander maister und lerer nach der weisen rat ze Wienn saetze, die genuessam und weis sein der lernung ierr hoerer." (Friedrich walter, "Wien", 1. Band, S. 60). Damit erscheint die Schule äußerlich bereits dem Range einer Universität genähert.

Auf universitätsmäßigen Einschlag mögen auch die Studentenkrawalle der Jahre 1277 bis 1284 hinweisen, da sich die Scholaren gegen ihren Rektor Nikolaus empörten und alle Autoritäten der Stadt aufriefen, den ihnen unangenehmen Mann zu entfernen. Der berühmte Meister Ulrich, Gelehrter, Arzt, Dichter, Maler, Freund und Vertrauter der vornehmsten Gelehrten seiner Zeit, schaffte als neuer Rektor Ordnung, berief neue Kräfte und schuf eine hohe Blüte gelehrten Wissens in Wien. Gleichzeitig beaufsichtigte er auch die Schulen bei St. Michael und bei den Schotten. Seine literarische Tätigkeit muß sehr bedeutend gewesen sein; theologische Abhandlungen von ihm sind in einigen Klosterbibliotheken zu finden.

1296, noch zur Zeit seiner Leitung, verzichtete Herzog Al-

Sie wurde unter dem Bürgermeister I. auf das landesfürstliche Patronat über die Stephansschule, wodurch der Rat der Stadt die volle Verfügungsgewalt über die Schule erhielt; von da an hieß sie daher Bürgerschule. Der Rektor sollte nun vom Bürgermeister und dem Räte der Stadt bestellt werden. Er war überdies auch der oberste Richter über das Tun und Treiben aller Schüler, - auch der übrigen Schulen in der Stadt.

Trotz der feierlichen Schutzversicherungen in den Stadtrechtsurkunden und trotz mancher bedeutender Lehrer, wie des eben erwähnten Meisters Ulrich oder Konrads von Megenberg scheint die Schule nur ein fast kümmerliches Dasein geführt zu haben. Ueber den Unterricht selbst erhält man erst durch die Universitätsdiplome von 1365 und 1384 einige Nachricht. Danach beschränkte sich der Lehrbereich, - wie in der alten Klosterschule, auf die 7 freien Künste (Grammatik, Rhetorik und Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie). In den neben der Schule zu St. Stephan noch bestehenden Unterrichtsstätten: bei den Schotten, bei St. Michael und im Bürgerspital, wurde überhaupt nur das Trivium (die ersten drei) gelehrt. Alle diese Schulen standen ausschließlich der männlichen Jugend offen. Für die Mädchen, d.h. für die Töchter aus Adelsfamilien und reichen Bürgerhäusern, gab es außer häuslicher Unterweisung nur die sogenannten äußern Klosterschulen in den Nonnenklöstern, die über Lesen und Schreiben, kirchlichen Gesang und weibliche Handfertigkeiten nicht hinaus kamen.

Dennoch war aus der Schule zu St. Stephan die Universität hervorgegangen. Der Rektor und die andern drei andern Magister der Bürgerschule gehörten auch der Universität an; öfters sind die Rektoren der Universität auch Rektoren der Bürgerschule, die zu dieser Zeit schon ungefähr dem Range einer Mittelschule entsprach. 1446 wurde ihr eine Schulordnung gegeben, die zu den interessantesten deutschen Schulverordnungen gehört / ~~wiederge~~

~~gehen durch Camerarius in die Barockzeit und die folgenden Jahrhunderte~~
~~zu dieser Zeit, Band 9, 206-224~~. Sie wurde unter dem Bürgermei-
 ster Hanns Haringseer und dem Stadtrichter Jörg Schuchler unter
 Beiziehung des gelehrten Meisters Dr. Hanns Polzmacher verfaßt,
 der als Vicar des Dompropstes eine ähnliche Stellung zur Bürger-
 schule einnahm, wieder Dompropst als Kanzler zur Universität.
 Bis tief in die Humanistenzeit hinein waren die Rektoren und Ma-
 gister der Bürgerschule ausschließlich geistlichen Standes.

Die Schulordnung vom Jahre 1446 enthielt nähere Bestimmungen
 über die Art des Unterrichtsstoffes, über dessen Verteilung auf
 Klassen und Kurse, über Bücher und Unterrichtsmethode, über
 Schüler, Lehrer und Disziplin. Der Unterrichtsstoff war immer
 noch der der alten Klosterschule. Zum Schlusse der Stunde wurde
 ein Stück der biblischen Geschichte erzählt und am nächsten Mor-
 gen abgefragt.

Als Schulbücher zählt die Schulordnung auf:
 Die Grammatik des Aelius Donatus, das weitverbreitetste ~~und für~~
 und für die niederen Schulen wichtigste Buch. Donatus, ein römi-
 scher Grammatiker, hatte um die Mitte des vierten Jahrhunderts
 gelebt und war Lehrer des hl. Hieronymus gewesen. Dieses durch
 das ganze Mittelalter gebräuchliche Buch, das seinen Verfasser
 um mehr als 1000 Jahre überlebte, war vermäßig in Fragen und
 Antworten abgefaßt und zerfiel in drei Teile.

Die "Disticha Catonis", von einem gewissen Dionysius Cato in
 kurzen einfachen Versen abgefaßt, handelte über die Verehrung
 Gottes, der Eltern, Verwandten und Lehrer, über den Umgang mit
 guten Menschen, den Gehorsam gegen die Obrigkeit, u.s.w.

Der "Priscianus" war eine ausführliche Grammatik, mehr für
 die Lehrer als für die Schüler bestimmt. Ihr Verfasser gleichen
 Namens stammte aus Caesarea und war öffentlicher Lehrer in
 Konstantinopel unter Kaiser Anastasius (491 - 518). Im Mittel-
 alter war diese Grammatik in Tausenden von Handschriften ver-

breitet und von der kleinen Ausgabe des "Priscianus" gab es im 15. Jahrhundert mehr als 50 Auflagen.

Das Buch des Petrus Helie enthielt eine Beschreibung des heiligen Landes.

Der Boethius und ander "Puechl" konnten nach Gutdünken des Lehrers verwendet werden.

Zur Zeit als die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, konnte wohl von einem allgemeinen Brauch dieser Bücher bei den Schülern keine Rede sein. Das älteste Druckwerk, eine lateinische Bibel, stammt aus dem Jahre 1455. Also vorher und auch wohl noch eine geraume Zeit nachher wurde alles diktiert, dann auswendig gelernt und abgefragt. Die Schüler schrieben immer auf Wachstafeln, denn das Pergament war zu teuer. Der Griffel war aus Metall oder aus Elfenbein.

Die Schule gliederte sich in einen niedern und einen höhern Kurs. Der niedere bestand aus drei Klassen. In die unterste kamen die, "die allererst in die Schule werden gelassen." Sie lernten die "Tafel", d.h. das Nachzeichnen der Buchstaben auf der schon erwähnten Wachstafel, dann das Buchstabieren an Hand der berühmten lateinischen Grammatik von Donatus. Die Kleinen mußten täglich zwei lateinische Wörter auswendig lernen und später ein paar lateinische Redensarten, damit sie untereinander lateinisch reden konnten, denn die Muttersprache zu gebrauchen, war verpönt. "Deutsch reden oder sonst unzüchtig (unartig) sein" wird mit Rutenschlägen gebüßt. In den folgenden Abteilungen ging es dann mit dem Latein weiter und außer dem Donatus kamen dann die andern alten Autoren daran. In der dritten Klasse wurde auch sogenannte Rhetorik betrieben, d.h. es wurde Anleitung zu einer kunstgerechten Rede gegeben, Redefiguren und Briefschreiben geübt. Natürlich bediente man sich auch hier wieder lateinischer Schriftsteller.

In dem obern Kurs wurden Arithmetik, Geometrie, Musik und

Astronomie gelehrt, doch kam man in der Arithmetik über die vier Rechnungsarten nicht hinaus. Der Musikunterricht war rein theoretisch, denn für die Uebung dieser Kunst gab es ja bei St. Stephan eine eigene Singschule, die Kantorei (s.S. 361).

In der Astronomie kam es besonders darauf an, den Kalender, d.h. die Heiligtage, nach welchen man im Mittelalter datierte, auswendig zu lernen.

Religionsunterricht gab es damals keinen in der Schule. Dieser war Sache der Familie und es galt als selbstverständlich, daß jedes Kind die Kenntniss der biblischen Geschichte sowohl wie der wichtigsten Glaubenssätze aus dem Elternhause mitbringe. Erst das Konzil von Trient, das nach der lutherischen Kirchenspaltung um die Mitte des 16. Jahrhunderts stattgefunden hat, schrieb für alle Schulen katechetische Unterweisung in der Religion vor.

Mit der Bürgerschule von St. Stephan war auch eine Bibliothek verbunden, deren Benützung aber nur den Meistern, Bakkalariern und Kollaboratoren offen stand. Sie war Eigentum der Gemeinde und bildete die Grundlage der alten Stadtbibliothek. Den Grundstock dazu legte der tüchtige Ratzenberger (s.S. 382), der seine Bücher, die er um etliche 100 Gulden gekauft hatte, der Schule verschrieb und selbst noch die Bibliothek einrichten wollte. Doch erst nach seinem Tode (1540) kam die Sache zur Ausführung. Die Bücher wurden an eiserne Ketten angehängt, die der Stadtschlossermeister Hannsen Mulpauer lieferte (Oberkammeramtsrechnung vom Jahre 1540). Die Buchbinder Martin Schosmann und Marx Phersich banden die Bücher ein, die durch Dr. Gaudentius in Ordnung gebracht wurden. Am 3. Jänner 1575 empfängt der Ratsherr und Buchführer Georg Schilher 8 Dukaten in Gold dafür, daß er die Bibliothek "jn ain Richtige guete Ordnung gebracht und die Buecher in ainen Cathalog beschriben hat" (Gemesina, Berichte und Mitteilungen des A.V. zu Wien, 1. Band, S. 287).

1632 wurde die Bibliothek in das Rathaus übertragen. Die bezügliche Aufrechnungspost lautet: "1632 - 9. December, die Uncossten wegen abrechnung und aufrichtung der Bibliotheca welche in das Rathauss transferiert worden aufgangen. 12 fl. 6 s. 4 kr."

(Camesina, wie vorher, S. 287).

Wie in allen Schulen des Mittelalters und auch noch der späteren Zeit, herrschte bei St. Stephan nicht nur strenge Zucht; die Lehrer besaßen auch die Strafgewalt des Vaters. Die gewöhnliche Strafe waren Ruten- oder Besenstreiche.

"der Ruthe Zucht treibt ohne Schmerzen
die Thorheit aus der Kinder Herzen"

sagt Sebastian Brandt, ein Dichter des Mittelalters. Fürstensöhne entgingen ebensowenig dieser Strafe wie das Kind des armen Hockers. So enthielt auch das Schulsiegel die Rute als Wahrzeichen guter Zucht. Wenn der Frühling kam, zog die Schuljugend, von den Lehrern geführt, hinaus in den Wald, um den nötigen Jahresbedarf an Ruten selbst zu sammeln. Nach empfangener Strafe wurde die Rute geküßt. Aber auch schon damals hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die körperliche Züchtigung der Kinder mißbilligten. Die Wiener Schule schlug einen Mittelweg ein, wonach die Züchtigung nur eine mäßige sein sollte. So gestattet die Schulordnung von 1446 "6 oder 8 mäßige Gertenschläge, aber nicht um die Köpfe, noch mit den Fäusten." Später ließ man auch die Schuldigen auf Erbsen oder auf einem dreikantigen Holze knien, unförmliche Mützen aufsetzen, mit hochoberer Rute eine Zeit lang stehen und was dergleichen mehr war.

Es war aber auch für den jugendlichen Frohsinn gesorgt.

An Sonn- und Feiertagen durften die Knaben Ball spielen, Reifen schlagen, Kreisel treiben, sollten dabei sich aber im Lateinreden üben, doch "Sorg" haben und nicht Geschrei machen auf dem Freyhof."

Verboten war das Würfel- und Kartenspiel, das Spiel um Geld,

im Winter das Schneeballwerfen und das Eislaufen, letzteres "um seiner hervorragenden Gefährlichkeit willen."

Unter den Schulfesten, deren es ~~hier~~ an der Schule bei St. Stephan eine Anzahl gab, erfreute sich das am "Tag der unschuldigen Kinder" (28. Dezember) bei der Schuljugend der größten Beliebtheit (s.S. 343).

Am Neujahrstage gingen die Knaben ihre Taufpaten "ansingen", um für ihre Glückwünsche Geschenke zu erhalten.

Am Heiligen Dreikönigstage war das "Sternsingen" üblich, das einem im ganzen Reich gepflogenen alten Volksbrauch entsprach. Drei als Könige verkleidete Knaben zogen unter Vorantragung eines Sternes und unter Absingung der sogenannten Sternlieder Gaben heischend von Haus zu Haus. Die Lichter enthielten die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande, an die sich Neujahrswünsche anschlossen.

Am Gregoritage (12. März) führten die Schüler der Bürgerschule wie der Kantorei im Festsaale des alten Rathauses Schulkomödien auf, zu denen hohe Gönner und Persönlichkeiten erschienen. Celtes (s.S. 146) ließ einige dieser Komödien 1486 drucken. Der Rektor der Wiener Universität, Wilhelm Pullinger, urteilt über sie 1502, daß weder er noch andere jemals eine ähnliche Produktion gesehen haben, was wohl als Zeichen einer bedeutsamen Entwicklung gewertet werden konnte. Diese aber wurzelte in dem eben damals angebrochenen Humanismus, dessen entschiedenster Wegbereiter in unseren Landen bereits mehr als ein Menschenalter vorher Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., gewesen war, da er (1442 - 1455) noch als Sekretär am kaiserlichen Hofe zu Wien wirkte. Begeistert strömte die Jugend den Humanisten zu; die neue Geistesrichtung konnte wohl gehemmt, aber nicht mehr unterdrückt werden. So machte auch die alte Bürgerschule von St. Stephan um diese Zeit die innere Wandlung von einer scholastischen in eine humanistische Latein-

schule durch. Die Zahl der Einschreibungen war – von den durch die unruhigen Jahre hervorgerufenen Schwankungen abgesehen – in ständigem Anstieg.

Einer kurzen Scheinblüte aber folgte ein umso jäherer Sturz. Die religiös-gleichgültige, zum Teile sogar kirchenfeindliche Einstellung des Wiener Humanistenkreises hatten Luther und seiner Lehre auch auf dem Wiener Boden den Weg bereitet. Das neue Evangelium fand hier offene Herzen und umso raschere Verbreitung, als der Widerstand der kirchlichen Stellen reichlich schwach war. Dementsprechend bot nun auch die Schule zu St. Stephan, die in diesen Streit der Geister hineingezogen wurde, sehr bald das Bild eines mit Unterbrechung fortschreitenden Verfalls. War das Lehrpersonal schon in den letzten Jahren vor der ersten Türkenbelagerung auf die Hälfte reduziert worden, so besorgte seit 1529 der tüchtige Rektor Georg Ratzenberger allein den Unterricht, nur gelegentlich von dem einen oder andern unterstützt, der bald wieder nach der Sitte jener Zeit von dannen zog. 1537 wurde sein Nachfolger Martin Krückl, der aber 1540 wegen Unfähigkeit abgesetzt werden mußte, da "die jungen Leut keine gute Zucht von jme geschehen" (Camesina, A.V., 11. Band, S. 288). Der ihm folgende Georg Muschler hatte seine liebe Not, die Schule, deren Ausstattung mittlerweile zugrunde gegangen war, wieder etwas empor zu bringen. Ihm gelang es 1543, für die Dauer drei Hilfskräfte um sich zu halten.

Als Muschler aus der Schule schied, um die Erziehung der Kinder des Kaisers Maximilian II. zu übernehmen, gab die Gelegenheit des Lehrerwechsels Anlaß zu einer ausgiebigen Reform der Schule. Die Zahl der Lehrpersonen wurde auf 7 erhöht, die in 5 Klassen unterrichteten. Der neue Rektor Benedikt Kleinschnitz verfaßte eine neue Schulordnung, die am 1. März 1559 approbiert wurde (wiedergegeben von Camesina, in Berichte und Mitteilungen des A.V., Band 11, S. 276 ff).

Die wohlgemeinte Neuerung hatte aber keinen langen Bestand. Von Michaeli 1562 bis Oktober 1563 war die Bürgerschule zu St. Stephan überhaupt geschlossen. Als sie wieder eröffnet wurde, stellte sich ein bedeutender Abgang von Schülern heraus. Kleinschnittz begründete das in seinem Bericht damit, daß die meisten Kinder andere Schulen aufsuchen, da die Eltern die Kosten der Bürgerschule scheuen und ihre Söhne lieber in den unentgeltlichen Unterricht der Jesuiten oder in eine der vielen Schulen schicken, die täglich an vielen Orten aufkommen.

Seitdem die 1551 durch Ferdinand I. nach Wien berufenen Jesuiten drei Jahre später in dem alten, ihnen überlassenen Karmeliterkloster "Am Hofe", der einstigen Herzogsburg der Babenberger, ihre sechsklassige Lateinschule eröffnet hatten, schien die Glanzzeit der Schule zu St. Stephan überhaupt vorüber zu sein; sie nahm nun auch eine andere Gestalt an. Ihr Unterricht beschränkte sich schließlich nur mehr auf Religion, deutsche und lateinische Sprache. Unter Bedachtnahme auf die geringe Frequenz wurde die fünfklassige Schule auf vier Klassen herabgesetzt. So wurde sie bis zum Jahre 1616 fortgeführt.

Der Verfall der Schule war trotzdem nicht aufzuhalten. Sie scheint ganz unter lutherischen Einfluß gekommen zu sein, denn es lehrten "ketzerische Präzeptoren und Kollaboratoren". Kleinschnittz wurde 1568 durch Johannes Kazius ersetzt, der als Katholik das Vertrauen der Regierung genoß. Als 1586 die Pest zur vorübergehenden Schließung der Schule zwang, erlag auch der damalige Direktor der Schule, Stephan Griessauer (1583 Universitätsrektor), der Seuche.

Bald nach Wiedereröffnung der Schule traten neue Widerwärtigkeiten ein, die zum Teil auch in den häuslichen Verhältnissen des damaligen Rektors Petrus Hoffmann gelegen sein mochten. Hoffmann, der zwischen 1595 und 1601 auch Universitätsrektor war, wird in letzterem Jahre abgesetzt und an seine Stelle tritt

Constantin Schnitter, doch scheint auch unter ihm und seinen Nachfolger, Magister Johann Khuen, die eingerissene Gemütlichkeit fortzubestehen. Einem darüber geführten Bericht des Stadtoberkämmerers Georg Prügl ist zu entnehmen, daß die Professoren überhaupt keine ordentliche Stunde hielten, manche Tage sogar ganz aussetzten, sich dahin verantwortend, keine Hörer zu finden.

Als im Jahre 1615 die Leitung der Bürgerschule zu St. Stephan Heinrich Abermann anvertraut ~~wurde~~ worden war, wurde ihr in seiner Person einer der hervorragendsten Rektoren geschenkt, welche die Schule überhaupt jemals besaß. Aus Tuttlingen in Württemberg stammend, erwarb sich Abermann an der Wiener Universität das Magisterium der Philosophie und tradierte hier griechisch, an der Bürgerschule Mathematik. Seiner dichterischen Begabung verdankte er es, daß ihn die Universität wiederholt zu Monarchenbegrüßungen delegierte. Unter seinen Werken ist das bekannteste die Uebersetzung der Geschichte der Stadt Wien von Wolfgang Lazius, die ihm von seiten des Stadtrates einen goldenen Denkpennig, 10 Dukaten schwer, eintrug, nachdem er schon 1616 für die Uebersetzung des ersten Buches der Commentarien des Lazius 24 Dukaten und für eine Komödie 20 Gulden erhalten hatte. Leider wurden in der Uebersetzung selbst offensichtliche Irrungen beibehalten. 1620 wurde Abermann in Anerkennung seiner Verdienste vom Kaiser geadelt und erhielt das Wappen des Lazius, dessen Geschlecht erloschen war. Abermann starb 1621, erst 38 Jahre alt.

Schon zu seiner Zeit war das Schulgebäude baufällig geworden. Es wurde daher 1615/16 weitgehend adaptiert. Abermann hatte geglaubt, mit dem Abschluß des Baues die schlechteste Zeit hinter sich zu haben, doch irrte er sich. Der Besuch der Schule nahm immer mehr ab und schon 1623 beklagte sich der neue Rektor, Johann Lindenberger, beim Magistrate, daß er beim Antritt seines Amtes weder Schüler noch zum Unterrichte taugliche Lehrer vorge-

funden habe. Der Hauptgrund mag wohl darin gelegen sein, daß unter dem stets wachsenden Einflusse der Jesuiten die übrigen Lateinschulen in Wien verkümmerten. Kurpriester, 9 an der Zahl, 1635 wurde ein Teil des Schulhauses dem Bischof zur Unterbringung der Pfarrgeistlichkeit abgetreten. Da nämlich Bischof Wolfrath in dem von ihm bereits begonnenen Neubau seines Palais (s. S. 434) keinen Platz mehr für die Kurpriester hatte und das von ihnen bewohnte, in der Wollzeile liegende Haus niederreißen und in seinen Bau einbeziehen wollte, trat er am 11. Jänner 1635 an den Stadtrat mit der Bitte heran, ihm den "Theil des auf St. Stephans - Friedhof liegenden Hauses, darin derzeit die Schul gehalten, auch der Paumeister sammt dem Kirchenschreiber und Hüttenknecht neben noch zwei andern Personen wohnen und wo vor diesem die Bibliothek gwest, zu solcher unser vorhabenden Intention zu gebrauchen". *)

Schon am 5. Februar erfolgte die zustimmende Antwort des Stadtrates. Interessant ist dessen Begründung dem Kaiser (Ferdinand II.) gegenüber, "daß die Studien an der Bürgerschule nicht mehr wie vor diesen Zeiten in Uebung und Schwung seien, daher der obere Stock reichlich lange". Am 9. August 1635 wurde der Vertrag zwischen Bischof und Stadt durch die kaiserliche Bestätigung perfekt. Die Schule wurde aus dem untern in den obern Stock verlegt und über die adaptierten Räume ein neues Dach gelegt. Unter dem 12. Dezember 1636 finden wir hierüber folgende Abrechnung: "dem Zimerman 370 fl., den Ziegeldeckher 590 fl., dem Schmidt 8 fl. 34 kr., dem Stain Meczen 17 fl. 40 kr., dem Schlosser 4 fl. und dem Flaschner 4 fl. 15 kr. Summa 994 fl 2 s

*) Diese und die späteren auf das Kurpriesterhaus bezüglichen Daten gründen sich, soweit das nicht anders vermerkt ist, größtenteils auf die ausgezeichnete und eingehende Schrift des Domkuraten Josef ~~Göbel~~ Göbel "Der Bau des Kurhauses zu St. Stephan in Wien", erschienen im Nachrichtenblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, 5. Jahrg., 1943, Nr. 2/4.

20 kr. (Camesina, Berichte und Mitteilungen des A.V. zu Wien, S. 288).

Am 12. November 1635 konnten die Kurpriester, 9 an der Zahl, den alten (und bald nachher abgebrochenen) Pfarrhof in der Wollzeile verlassen und in die neu geschaffenen Wohnräumlichkeiten übersiedeln. Für den von ihnen bewohnten Teil des alten Schulgebäudes kommt nun der Name "Kurhaus" in Gebrauch, der seine Wurzel in der Urkunde des Wiener Pfarrers und Magisters Gerhard vom 25. November 1267 hat, in welcher der Pfarrhof zu St. Stephan als "Curia Parrochialis" benannt wird. Diese Bezeichnung wurde dann für jenen Teil des späteren ~~Pa~~ Propst- und Bischofshofes in der Wollzeile beibehalten, der den Kurpriestern als Wohnstätte überlassen blieb. Folgerichtig wurde nun dieser Name auch auf die ihnen nunmehr zugewiesenen Wohnräumlichkeiten übertragen.

Im Zuge der durchgeführten Aenderungen wurde die Bürgerschule bei St. Stephan in eine deutsche umgewandelt, wodurch sie den bis dahin noch teilweise gewährten wissenschaftlichen Anstrich gänzlich verlor, allmählich verfiel und auf das Niveau einer gewöhnlichen Volksschule herabsank. 1678 starb der letzte ~~akademisch~~ akademisch gebildete Rektor der Bürgerschule, Max Gebhardt.

Mittlerweile hatte sich die Sorge um den Priesternachwuchs wesentlich verschärft. Wien zählte damals mit den Vorstädten etwa 150.000 Einwohner. Jede der drei Hauptpfarren: St. Stephan, St. Michael und Schotten, umfaßte somit an die 50.000 Seelen. Nach den Vorschriften des Konzils von Trient sollte aber eine Pfarre nicht mehr als 10.000 Gläubige betreuen. Eine Milderung erfuhr der Priestermangel allerdings durch die fleißige Mithilfe der Ordensleute und durch die Heranziehung zugewanderter, fremder Priester. Die Frage wurde noch brennender, als im Pestjahr 1679 der Wiener Klerus in treuer Erfüllung seiner Hirtenpflicht schwere Verluste erlitt; von den neun Mitgliedern der Kur fielen fünf der Seuche zum Opfer; Chormeister Georg

Müntzer und die Kurpriester Fugger, Steffinger, Schuemacher und Pruskauer. Im darauf folgenden Jahre suchte daher Fürstbischof Walderdorff in Rom um die Bewilligung an, ein Institut für das gemeinsame Leben der Weltpriester errichten zu dürfen. Wohl nur der Tod hinderte ihn an der Durchführung, die vielleicht schon damals zum Neubau des Kurhauses geführt hätte.

Nach dem Entsatz Wiens von der Türkenbelagerung 1683, wo es galt, die entstandenen Schäden auszugleichen, wurden die verschiedenen Klerusprobleme von Tag zu Tag dringender und die wichtigste Voraussetzung ihrer Lösung war der Bau eines geräumigen Priesterhauses. Tatsächlich stammt vom Jahre 1690 die erste Kunde über diesebezügliche Verhandlungen des Fürstbischofs Ernest Grafen Trautson. 1698 werden Baurisse für das neue Kurhaus verfaßt, doch gerät die Sache bald wiederins Stocken.

Inzwischen war das alte Kurhaus baufällig geworden. Daher befahl die Regierung am 8. Jänner 1715 dem Klosterrate, mit Bischof und Magistrat wegen eines Neubaus Vorkehrungen zu treffen. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, da die dem Bischof und der Schule zugehörigen Lokalitäten so miteinander verknüpft waren, daß nur nach einer Verständigung zwischen den beiden Interessenten zum Bau geschritten werden konnte. Trotzdem zwei Kommissionen die Sache für notwendig erklärten und der Stadtkämmerer dem Baumeister Martin Alxinger den Auftrag gab, einen Plan zu unterbreiten, schritten die Vorarbeiten nicht vorwärts. Die Krankheit und der Tod des Fürstbischofs Franz Freiherr von Rummel im Jahre 1716 störten die Verhandlungen. Nachfolger Rummels wurde der damalige Bischof von Waitzen, Sigismund Graf Kolonitz (s. S. 514), der mit Feuereifer sofort die Angelegenheit in seine Hand nahm, da der vorhandene Raum kaum für die Kurpriester allein ausreichte. Diese bestanden damals aus einem Chormeister, 5 Kuraten, 6 Cooperatoren und 6 Leviten. Aber auch er kam trotz seiner überragenden und einflußreichen Persönlichkeit

nicht recht vom Fleck. Am 1. Juni 1722 war die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien durch Papst Innocenz XII. zum Erzbistum erhoben worden, am 4. April 1728 hatte Kolonitz das Kardinalsbarock erhalten. Das hatte aber auch eine wesentliche Vergrößerung seiner Diözese zur Folge, für die Kolonitz mehr Alumnus und für diese entsprechende Unterkünfte brauchte.

1736 trug die Hofstelle der Regierung auf, einen gütlichen Ausgleich mit dem Magistrate zu versuchen. Der Antrag des Kardinals ging dahin, daß das in sehr schlechtem Bauzustand befindliche Gebäude ihm übergeben werde und er dafür dem Stadtrat die nötigen Gewölbe einräume und zu diesem Gebrauche beständig erhalte, dann daß er für die bürgerliche Schule, ferner für den Schulrektor und für die übrigen, damals dort befindlichen Inleute, einen besonderen Trakt zu ebener Erde, 3 oder 4 Staffeln hoch, um der Feuchtigkeit vorzubeugen, anlege, darüber aber für die Kuraten und noch beiläufig 90 Priester ein Hauptgebäude von 3 bis 4 Stock hoch aufführen lasse.

Diesem Antrage entspricht bereits der erste von den 5 Bauentwürfen, die mit insgesamt 43 Plänen im Dompfarr-Archiv zu St. Stephan aufbewahrt werden und der auf einem seiner 5 Grundrisse von "Daniel Chr. Dietrich, gmn. Statt Maurer Meister" ohne Zeitangabe unterzeichnet ist. Dietrich war der Erbauer der Wallfahrtskirche zu Hafnerberg im Wiener Walde (1729 - 1735). Sein Entwurf für das neue Kurpriesterhaus kam wohl nicht zur Ausführung, gab aber für alle spätere ^{Nachfolge} Grundlage ab. Dietrich darf daher zumindest als der innere Gestalter des Kurhauses angesehen werden. Noch 1736 trat Gottfried Pokh die ~~Nachfolge~~ Nachfolge Dietrichs an, der zu seinem Bau in Hafnerberg zurückgekehrt sein dürfte. Welche Gründe für den Wechsel maßgebend waren, ist nicht bekannt. Ob der im Jahre 1691 geborene Gottfried Pokh in einem Verwandtschaftsverhältnis zu den beiden Brüdern

Pockh aus Konstanz steht, von denen (1640 - 1647) Johann Jakob den Hochaltar des Domes und Tobias das zugehörige Altarbild, die "Steinigung des hl. Stephanus" schuf, ließ sich nicht feststellen. Mittlerweile wurde der Föderkrieg zwischen Erzbischof und Stadtrat weitergeführt und die Opposition des Rates bemühte sich redlich, die Austragung der so dringlichen Angelegenheit mit allen Mitteln zu verzögern. Erst das persönliche Interesse des Kaisers an der Errichtung eines Priesterhauses brach diesen Widerstand. Eine Hofkommission vom 21. Juni 1737 bestimmte ganz energisch, daß der Rat sich gänzlich allergehorsamst zu unterwerfen ~~habe~~ und die Bedingungen des Erzbischofs anzunehmen habe. Dieser verpflichtete sich, keine Handlungs- oder Zinsgewölbe im Priesterhause zu errichten. Auch machte sich der Erzbischof verbindlich, dem Bau- und Steinmetzmeister zu ebener Erde eine Wohnung für alle Zeiten ohne Entgelt zu überlassen. Grafen

Die Haupthütte der Steinmetzmeister bestand von altersher in dem sogenannten Schulhause und die Steinmetzzinnung, in der die 1635 aufgelöste Bauhütte (s.S. ^{35/6}) fortlebte, hatte ~~darauf~~ dadurch auf den Besitz ihres Traktes im Kurhause ein Recht erworben. Weil aber die erwähnte Innung besorgte, daß ihre Hütte, ihre Lade und die freie Wohnung des Baumeisters durch den Bau Anstoß leiden könnte, gab sie, um die Transferierung ihrer Lokalitäten hintanzuhalten, gegen zinsfreie Beibehaltung dieser Räume ein Kapital von 3000 Gulden zu Händen des Erzbischofs und verpflichtete sich, alle Steine zu liefern, alle Steinmetzarbeiten in dem ihr anzuweisenden Trakte herzustellen und nebstbei Steinmetzarbeiten im Werte von ~~15~~ 1500 Gulden oder 1000 Reichsthalern zu leisten. Das Ergebnis dieser Verhandlungen und Abmachungen des Jahrss 1737 ist der vierte Entwurf, der nicht weniger als 15 Grundrißzeichnungen zählt, dem aber noch ein fünfter und letzter Entwurf mit 10 Grundrissen folgt, bis endlich mit dem Bau begonnen werden konnte. Alle diese Entwürfe sind ~~von Josef Wöber~~ in

der in der Fußnote zu S. 385 genannten Schrift des Domkuraten Josef Göbel ausführlich behandelt.

Die Bauzeit war knapp bemessen. Nach Winterende 1738 mußte der Bau begonnen und vor Winterbeginn 1740 beendet worden sein. Die Kosten des Baues, der heute altertümlich und düster anmutet, trug der Kardinal größtenteils selbst, mit Ausnahme der von Kaiser Karl VI. gespendeten 40.000 Gulden, des Kapitals einer schon von Bischof Khlesl hinterlassenen Stiftung von 20.000 Gulden zur Errichtung eines Alumnates und des von Fürstbischof Ernst Grafen von Trautson testierten Kapitals zwecks Unterbringung sechs von ihm bestifteter Beichtväter.

Ueber dem Gesimse war eine lateinische Inschrift angebracht, die in deutscher Uebersetzung lautet: "Zum Nutzen der Kurpriester und des Klerus der Erzdiözese erstand dieses Gebäude. Ihm gab die fromme Freigebigkeit des Wiener Fürstbischofs Ernest Grafen Trauthson die Anregung, des Kardinals und ersten Wr. Fürsterzbischofs Sigismund Grafen Kollonitz freizügige Frömmigkeit den Fortschritt und die Vollendung. 17..)".

Der Erbauer des Hauses hat die Vollendung seines Werkes nicht mehr erlebt. Das Begräbnisbuch der Pfarre St. Stephan verzeichnet die Nachricht: "1739, 9. Sept. Der Johann Gottfried Pockh, bgl. Maurermeister, ist in Klein Pischhof Hof an grün Anger an hizigen Galfieber beschaut worden. alt 48 Jahre in Spitaler gottsacker" Von den 43 erhaltenen Plänen sind 25, also mehr als die Hälfte, von ihm gezeichnet. Die Bauarbeiten hatten durch seinen Tod keine Einbuße erlitten, was darauf schließen läßt, daß ein gleich hoch begabter Bau- und Maurermeister die Leitung sofort übernehmen konnte, der bereits vortrefflich eingearbeitet sein mußte. Die Ehematrik der Pfarre st. Stephan weiß darüber zu berichten: "1740, 25. Februar. Mathias Gerl, angehender bürgerlicher bau- und maurermeister, von Klosterneuburg geb., Catharina Pockin, des Gottfried Pock, bürgerl. Bau- und Maurer-

meisters, Witwe". Daß diese zweite Ehe noch vor Ablauf des Trauerjahres geschlossen wurde, läßt auf die unaufschiebbare Notwendigkeit schließen, dem verwaisten Großbaue noch vor Beginn des Arbeitsjahres 1740 einen neuen Meister zu geben.

Mathias Franziskus Gerl war am 1. April 1712 in Klosterneuburg als Sohn des 1727 verstorbenen stiftlichen Maurermeisters Christian Matthäus Gerl geboren worden, bei welchem er wohl als Maurerlehrling seine Ausbildung genoß. Vater Gerl hatte noch den ältern Sohn Josef Mathias, der ebenfalls Maurermeister (Architekt) und des Vaters Nachfolger in Klosterneuburg war. Mathias Gerl lag somit das Bauhandwerk im Blut. (Ueber Gerl s. 5. Band, S...).

Der dreistöckige Bau des neuen Kurhauses war bis zum Winterbeginn 1740 so weit fertig, daß ihn die Kurpriester beziehen konnten. Wo sie inzwischen gewohnt hatten, ist nicht bekannt. Die neuen Statuten setzten eine Zahl von 24 Churpriestern voraus, nämlich den Chormeister mit 5 Kuraten, 6 Cooperatoren, 6 Leviten und 6 Cantores. Außer den Kurpriestern wohnten im neuen Gebäude 12 Alumnen und junge Priester, die zwar geweiht waren, aber noch zur Vollendung ihrer Studien Vorlesungen aus der Bibelkunde, Kirchengeschichte, Liturgik und Kasuistik (Moraltheologie) hörten. In ihnen sind die Anfänge des fürsterzbischöflichen Priesterseminars zu erblicken.

Den Abschluß der Bauarbeiten bildete die Einrichtung der Kurhauskapelle. Der Marmoralter ahmt in überaus glücklicher Weise die Umrahmung der Hausportale nach und trägt überdem Altarbild das Wappen des Bauherrn, Kardinal Grafen Kolonitz.

Der Schöpfer des Altarbildes "Vermählung Mariä mit Joseph" darstellend, ist Antal (Anton) Schmid, der Maler der Fresken im Dome zu Waitzen. Er war ein Schüler des Johann Lukas Kracker. Da Graf Kolonitz vor seiner Wiener Berufung Bischof zu Waitzen gewesen war und dort Schmid als tüchtigen Maler ken-

*) liegt zur Zeit noch nicht vor.

nen gelernt hatte, ist die Uebertragung der Arbeit an den ungarischen Künstler, der sonst in Kremnitz (Kőrmeczbánya in Ungarn, jetzt zur Slowakei gehörig) lebte, verständlich. Schmid erhielt für das Altarblatt 150 Gulden. Der noch vorhandene Arbeitsvertrag ist durch ihn und den damaligen Domkuraten Johann Bapt. Dembscher unterfertigt, dem ehemaligen sehr verdienstvollen Pfarrer von Währing (1723 - 1733), unter dem der dortige Pfarrhof erbaut wurde und nach dem auch die Dembschergasse im 18. Gemeindebezirk benannt ist.

Auch noch eine "Spezifikation der Ausgaben und Einnahmen" ist vorhanden, die für die Einrichtung der Kurhauskapelle in Rechnung kamen. Die Ausgaben sind verteilt auf den Marmorierer Jakob Pieringer, den Anstreicher Sebastian Eicher (?), den Tischler Karl Kürschner, den Vergolder Josef Manhator, den ~~Stein~~ Steinmetz Mathias Winkler. Die Einnahmen bestehen nur aus Spenden der St. Johann Nepomuk Bruderschaft und der Kurpriester. Auch hier kommt der Name Dembscher vor, jedoch "Demsher" geschrieben.

Am 21. November 1742 weihte Kardinal Graf Kolonitz den Altar der Kurhauskapelle und schloß in diesen Reliquien ein. Dabei hielt der damalige Chormeister Franz Anton Zeisler für die glückliche Vollendung des neuen Kuratenhauses die Danksagungsrede. Die zu Ehren Mariä Vermählung geweihte Kapelle, die vom Volke auch als "Nobeltrauungskapelle von Wien" bezeichnet wird, hat oftmals hervorragende Persönlichkeiten des Adels und des öffentlichen Lebens am Traualtar gesehen. Die neu angehenden Bürger hatten hier noch zu Ogessers Zeiten das katholische Glaubensbekenntnis abzulegen.

Nicht uninteressant mögen die Deutungen sein, die sich auf die oberhalb der beiden Portale auf dem Stephansplatze angebrachten allegorischen Darstellungen beziehen. Paarweise sind dort Frauenfiguren angeordnet, welche

die vier theologischen Disziplinen und Institutionen, die das Kurhaus bewohnen, zu versinnbildlichen scheinen. Sie werden offenbar wegen ihrer klassisch ruhigen Haltung, die stark an die der "Provenditia" vom Brunnen auf dem Neuen Markt erinnert, als Plastiken aus der Richtung des Georg Rafael Donner angesehen, der ebendamals gerade gestorben war. Auf dem Portale gegen das Deutsche Haus sitzt östlich eine Frau mit der Waage in der Hand. Dieses Symbol versinnbildet die Beurteilung von Gut und Böse. Die Figur könnte also eine Figur der Kasuistik (Moraltheologie) und weiterhin der Kur sein. Die westliche Frauengestalt hält einen Obelisk und trägt eine Sonnenagraffe. Der Obelisk diente in alter Zeit als Sonnenuhr, dürfte somit den Ablauf der heiligen Zeiten symbolisieren. Diese Figur wäre demnach eine Allegorie der Liturgik und des Alumnates, das die liturgische Heranbildung des Priesternachwuchses hauptsächlich zu betreuen hat. Auf dem Portale gegen den Stock im Eisen Platz hält die östliche Figur ein Schreibgerät in der Hand und ein Buch auf dem Schoße. Ihr Haupt ist dem Himmel zugewandt, anscheinend bereit, göttliche Offenbarungen aufzunehmen. Hier sollte wohl auf den Schulunterricht und die Bibelkunde hingewiesen werden, denn der Unterricht bestand in ~~der~~ geschichtlicher Zeit vornehmlich aus der Erklärung der heiligen Bücher. Die westliche Gestalt hält einen abgebrochenen Säulenstumpf in der Rechten. Er gilt als Symbol der Vergänglichkeit, könnte darum in der Kirchengeschichte und in übertragenem Sinne die Bauhütte darstellen, deren architektonischen Werke die Geschichte der Kirche am sinnfälligsten in Erscheinung treten lassen.

Die Gesamtkosten des Baues beliefen sich auf 94.017 Gulden, 7 Kr., 1/4 Pfennig.

Mit dem Aufbau des neuen Gebäudes war auch das in die Bauarea einbezogene Raubergassel verschwunden.

1759 wurde durch Kardinal Fürsterzbischof Grafen von Mi-

gazzi im Kurhaus das Priesterseminar eingerichtet, das dort bis 1914 verblieb (jetzt Boltzmanngasse Nr. 9).

Die Bürgerschule führte nach 1742 in den ihr verbliebenen bescheidenen Räumlichkeiten nur noch ein Schattendasein. Das Aufsichtsrecht, das früher ihr Rektor über die andern deutschen Schulen Wiens hatte, war verfallen. "Die Jesuiten hätten ihm" so klagt 1769 der letzte Rektor der Bürgerschule von St. Stephan, Josef Meßmer, "von Jahr zu Jahr mehr die Hände gebunden und ihrem Beispiele wären nach und nach die übrigen Orden gefolgt: das Domkapitel, die Schotten, die Michaeler, die Dorotheer hätten ihre Schulen ganz seiner Aufsicht entzogen." Freilich mußte es um seine Achtung und sein Ansehen recht schlecht bestellt sein, wenn sein eigener Unterrichtsbetrieb so kümmerlich war, daß ihm eine einzige Stube genügte! 1771 wurde die alte Bürgerschule im Zuge der großen thesesianischen Schulreform vom Jahre vorher in eine Normalschule umgewandelt - ein ruhmloser Ausklang nach einer großen Vergangenheit! Vier Jahre später wurde sie aus ihrem Heim, das sie mehr als ein halbes Jahrtausend beherbergt hatte, ausquartiert und in das ehemalige Noviziatshaus der Jesuiten ~~übersetzt~~ bei St. Anna übersetzt, das durch die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) frei geworden war.

1806 wurde dem Kurhaus ein viertes Stockwerk durch den Hofarchitekten Montoyer aufgesetzt. Dabei wurden die beiden Giebel und die darunter befindlichen Pilasterkapitelle auf dem Stephansplatz und in der Singerstraße entfernt. Das Gebäude büßte dadurch viel von seiner ursprünglichen Schönheit ein. An Stelle der bisherigen Inschriften kam unter das Mittelfenster des zweiten Stockes an der Nordfassade eine Kartusche von zwei Adlern in den Fängen gehalten, mit einer lateinischen Inschrift, die in deutscher Uebersetzung lautet: "Dem Kaiser Franz II., weil er zur Aufnahme einer größeren Zahl Alumnien

dieses Gebäude um ein neues Stockwerk vergrößern und mit passender Einrichtung versehen ließ, setzten Erzbischof und gesamte Priesterschaft der Wiener Erzdiözese zum Gedächtnis einer so großen Wohltat am 22. Mai 1806 (diese Gedenktafel)".

der Abb. 136 zeigt das Gebäude in seiner gegenwärtigen Gestalt.



Wien, Alumnat,
Stephansplatz

Abb. 136

G. Grasser pinx.

der Grundfläche

Den östlichen Teil dieses Gebäudes hatte ursprünglich die Bauhütte von St. Stephan (gemeiner ~~Stadt~~ Stadt Hütten - oder Steinhaus) eingenommen (vgl. Plan, Abb. 134, nach S. 359).

Das Jahr ihrer Errichtung ist nicht bekannt. Ihre erste urkundliche Erwähnung geschieht in der Kammeramtsrechnung von 1415, doch reicht ihr Bestand wohl auf Rudolf IV. zurück. Hier hatte die Zunft der Steinmetze ihre Lade, hierfeierte sie ihre Feste. Hier wohnte der Dombaumeister und im Hofe arbeiteten die Steinmetze. Aus einer Klage, die der nächste Anrainer, der Deutsche Orden 1470 bei Kaiser Friedrich einbrachte, entnehmen wir, daß die damals schon baufällig gewordene alte Hütte umgebaut wurde und sich durch diesen Umbau der Orden in seinem Besitz gestört sah. Welche Bedeutung der Bauhütte als Schule der Wiener Paumeister und Steinmetze zukam, wurde bereits erwähnt. (s.S. 36).

Wie jedes der großen gotischen Bauwunder ist auch St. Stephan von tiefen Geheimnissen einer verloren gegangenen mittelalterlichen Kunst umwoben. Gern möchte man die Schleier lüften, was nicht so leicht ist, denn nach altem Hüttenbrauch mußte jeder zum Gesellen geschlagene Steinmetz das Schweigen bis zum Tode geloben.

Eben hat die Wiener Akademie der bildenden Künste einen einzigartigen Schatz zur öffentlichen Ausstellung gebracht. Er umfaßt 160 der insgesamt 277 Originalzeichnungen der Bauhütte von St. Stephan, die der Hand großer Meister der deutschen Gotik entstammen. In der Hauptsache betreffen sie Pläne des Stephansdomes selbst und Entwürfe aus der Zeit um 1450, darunter den etwa drei Meter hohen kostbaren Entwurf Hanns Buchsbaums für den nicht ausgeführten Nordturm des Domes.

Die Sammlung der Wiener Bauhütte ist die bei weitem umfangreichste, da die zweitgrößte, die der Bauhütte in Straßburg, nur 14 Zeichnungen umfaßt. Es ist das unbestrittene Verdienst des Hofrats Reich, der seit 40 Jahren als Bibliothekar in der Bücherei und im Archiv der Wiener Akademie tätig war, nach schwerem Kampf die Wiederherstellung und Konservierung der teils schon recht brüchig gewordenen, unersetzlichen Dokumente erreicht zu haben.

Seit die Pergamente und Papiere wieder hergestellt wurden, hat die Untersuchung Fingerzeige gegeben, die vielleicht zur Aufhellung des einen oder anderen Steinmetzgeheimnisses führen könnten. Erst in jüngster Zeit hat man von Bauregeln erfahren, die z.B. für den Kölner wie für den Stephansturm bestanden, — die Anwendung bestimmter Maßzahlen, die für den ganzen Bau und seine Anlage Geltung hatten.

Beim Stephansdom wurde danach die Maßzahl 37 festgestellt: die Breite des Längsschiffes ist $3 \times 37 = 111$ Fuß; diese Breite vermehrt um die der beiden turmtragenden Querschiffteile

ist $2 \times 3 \times 37 = 222$ Fuß; die Länge der Kirche $3 \times 3 \times 37 = 333$ Fuß, die Höhe des Turmes $4 \times 3 \times 37 = 444$ Fuß. Der Professor Castle meinte, daß es ein tiefsinniger Theologe und Mathematiker gewesen sein muß, der für den Bau des Domes die Schlüsselzahl XXXVII wählte, denn nach der im Mittelalter verbreiteten symbolischen Weltansicht offenbart sich in der römischen X das ~~K~~ Kreuzzeichen und Christus, in der XXX die Dreifaltigkeit, in der VII die Zahl der Schöpfungstage, der Gaben des heiligen Geistes und der Sakramente. 37 mußte daher als hochheilige Zahl erscheinen; sie wurde deswegen von den Erbauern als Grundmaß und Grundeinheit gewählt, um die Verhältnisse aller Bauglieder durchzurechnen. In der Zeitschrift "Das Reich" vom 20. Juni 1943, der übrigens die obigen Daten entnommen sind, finden sich hierüber noch nähere Ausführungen.

Die Baumeister, welche an dem Dome bauten, sind erst seit dem 14. Jahrhundert dem Namen nach bekannt. Wohl wird in der älteren Literatur als der Erbauer der ersten romanischen Kirche zuweilen Oktavian Falkner aus Krakau genannt, doch kann das weder urkundlich belegt noch sonst beweiskräftig gestützt werden. Es ist daher besser, diese mehr sagenhafte als geschichtliche Persönlichkeit ganz aus dem Spiel zu lassen. Der erste urkundlich sichergestellte Dombaumeister ist 1368 Seyfried, auf den jedoch kaum der rudolfinsche Gesamtplan bezogen werden kann. Zwischen ihm und dem viel umstrittenen Meister Wenzla (gest. 1404) klafft eine Lücke, die zu schließen, bisher nicht gelang. Dem Gedächtnis des verstorbenen Meisters wurde ein feierliches Hochamt gehalten und Ulrich Helbling, der schon dem alten, kranken Meister Beistand geleistet hatte, führte den Bau weiter. Neben ihm wird Heinrich Kumpf genannt, ein Hesse, der an den zahlreichen Zierarbeiten des Domes im Innern und Aeussern beteiligt war.

Ulrich Helbling, der im Jahre 1417 starb, hinterließ 89

Pfund "Notgült", nämlich Schulden, die er sich vielleicht durch jenen verunglückten Bau aufgeladen hatte, von dem uns Thomas Ebendorfer erzählt (s.S. 13). Ihm folgt Peter von Prachatitz, dessen Name 1429 aus der Kirchenrechnung verschwindet. Dessen Nachfolger, Hanns von Prachatitz, war das Glück vorbehalten, den Hochturm am 3. Oktober 1433 durch die Aufsetzung der Rose und des Knopfes zu krönen. Er starb 1439. Auf ihn folgte von 1439 bis 1445 wieder ein Meister Hanns als Baumeister zu St. Stephan, dessen Familienname bisher noch nicht ermittelt wurde und auf diesen kam Meister Hanns Buchsbaum an die Reihe, welcher seiner besonderen Fähigkeiten wegen schon in seiner frühesten Jugend bei dem Bau von St. Stephan verwendet worden sein soll. Er brachte den Bau des Langhauses zum Abschlusse und begann den Bau des nördlichen Turmes (s.S. 13). Von ihm ist auch der reizende Baldachin neben der untern Sakristei und er ist auch der Schöpfer eines der schönsten Wahrzeichen Wiens, der Denksäule am Wienerberg "Spinnerin am Kreuz", die freilich seit her mehrfach renoviert wurde. Buchsbaum setzte die Domkirche zur Haupterbin seines Vermögens ein. Aus einem vergilbten ~~Rechnungsbuch~~ Rechnungsbuch ist ersichtlich, daß 10 Jahre nach seinem Tode seine Zeicheninstrumente zum Verkauf kamen, die aus Silber gefertigt waren.

Nach ihm wird sein ehemaliger Parlier, Lorenz Spenyng, als Baumeister genannt. Für das hohe Ansehen, das Spenyng genoß, spricht die hervorragende Stellung, die der Regensburger Hüttentag von 1459 ihm und der von ihm vertretenen Wiener Bauhütte zuerkannte. Er starb am 9. März 1478, doch dürfte schon wesentlich früher Egydius Paun die Leitung übernommen haben, da dessen Name schon 1461 Erwähnung findet. Unter ihm ist der Fortschritt des Baues äußerst langsam, was wohl darin seinen Grund hatte, daß der Arbeitslohn wieder gestiegen war und die Baukosten nur ~~wöchentlich~~ von wöchentlich vier Pfennigen aus

dem Säckel des Landesherrn und einigen frommen Vermächtnissen bestritten werden konnten. Im um 1406, Simon Hundpeller von Rott-
 well Nun folgen Simon Achleitner, der dieses Amt bis 1481 be-
 behielt, Lienhart Steinhauser aus Erfurt, der 1485 genannt wird, Seyfried König aus Konstanz (1502 - 1505) und Jörg Khlaig aus Erfurt (1506).
 Nach dieser eintönigen Reihe kommt ein berühmterer, Georg Oechsel (Oexl), der den Orgelfuß begann, aber kaum damit zur Hälfte fertig, sich plötzlich von einem andern verdrängt sah (s.S. 229). Das war Meister Anton Pilgram aus Brünn, der letzte große ~~Raummeister~~ Dombaumeister der gotischen Periode, der den Orgelfuß auch vollendete.
 Pilgram folgt ein sehr geschickter und fleißiger Mann, Gregor Hauser, der im Vereine mit seinem Bruder Leonhard den 1514 durch Ungewitter und Erdbeben stark beschädigten Gipfel des ausgebauten Turmes wieder herstellte (s.S. 17). Er wurde noch im Jahre 1519 mit den Ausbesserungen des Turmes fertig und erbaute drei Jahre später das Gewölbe für den Turmwächter. Von ihm rühren auch einige Baurisse her, die sich im Wiener Stadtarchiv befinden und Zeugnis geben, wie sich Gregor Hauser sein Amt angelegen sein ließ. Er starb 1526. Sein Nachfolger wird Michael Fröschel aus Trier, von dem das Wiener Stadtarchiv eine schöne Zeichnung auf Pergament von einem Sakramentshäuschen aufbewahrt. 1534 wird Lienhard Schärdtinger in der Baumeister-
 tafel genannt und nun kommt Bonifaz Wolmuet aus Frankfurt (1547), der sich auch als Stadt- und Befestigungsbaumeister einen Namen machte (s. Band I, S. 488). Ihm folgt Paul Khölbl aus Krakau, diesem Hanns Saphoy von Salmerschweil, der dem Nordturm 1579 die schöne Renaissancehaube aufsetzte (s.S. 30). Er brachte gemeinsam mit Meister Schueler auch das untere Gewölbe dieses Turmes wieder in guten Stand, das nahe daran war, einzustürzen.

Nun folgen: Peter Krug aus Worms um 1590, Max Schor um 1598, Jörg Peninger von Wirtzheim um 1606, Simon Hundpeller von Rottweil, röm. kais. Majestät Hofsteinmetz und Bildhauer, um 1624, Simon Unger von Strandorf um 1627 und Hanns Herstorfer (1637 bis 1650).

Um diese Zeit war die Bauhütte von St. Stephan bereits aufgelöst (s.S.³⁶) und lebte nur noch in der bestandenen Steinmetzzinnung fort.

Es war ja auch in den nachfolgenden Jahrhunderten so manches geschehen, aber an eine geordnete Instandhaltung des Domes hatte man nicht gedacht. So zeigten sich denn auch mit der Zeit ganz bedenkliche Schäden, die den Bestand des Domes arg gefährdeten. Erst unter dem Dombaumeister Leopold Ernst (1852 bis 1862) errichtete man wieder eine wohlgeordnete Dombauhütte (die heutige an der Nordseite des Domes). Ernst war der erste, der die Instandhaltung des Domes mit aller Kraft und planmäßig aufnahm. Am 27. Juli 1857 bewilligte Kaiser Franz Joseph I. auf 5 Jahre je 50.000 Gulden aus Staatsmitteln zur Restauration des herrlichen Bauwerkes. Schon einige Jahre früher war auf Antrag des Bürgermeisters Dr. Johann Kaspar Freiherrn von Seiller vom Gemeinderat der Stadt Wien ein Dombaufonds gegründet worden, um dieses einzigartige Denkmal deutscher Baukunst vor dem gänzlichen Verfall zu retten. Auf Bitte des damaligen, seit 1853 installierten Kardinal-Erzbischofs von Wien, Josef Othmar Ritter von Rauscher, bewilligte der Kaiser nebst dem vorerwähnten Betrage auch die Gründung eines Dombauvereines, dessen Gedanken von Architekt Rösner aufgeworfen worden war und den der Kardinal gerne aufgegriffen hatte. Die tatkräftigen Bemühungen Ernst's um die Erhaltung und Verschönerung des Domes wurden unter seinem Nachfolger, dem Dombaumeister Friedrich Freiherrn von Schmidt (1862 bis 1891) mit erhöhtem Eifer fortgesetzt.

Schmidt (Abb. 137) war der Mann, der den Wienern ihren "Alten Steffel" wieder auf den Glanz herrichtete; kein Wunder also, daß er bei ihnen in ganz besonderer und dankbarer Erinnerung steht. 1825 in Frickenhofen ~~Wst~~ (Württemberg) als Sohn eines Pastors geboren, war ihm doch Wien zur zweiten Heimat geworden. Von Haus aus zum Baumeister bestimmt, besuchte er

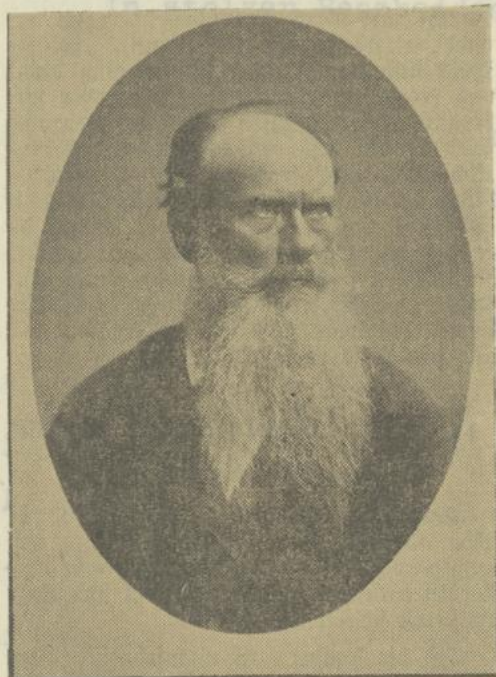


Abb. 137 Friedrich Schmidt
(Aufn.: Oesterr. Lichtbildstelle.)

die Technische Hochschule in Stuttgart. Um sich jedoch für alle Fälle das tägliche Brot zu sichern, erlernte der angehende Künstler ein Handwerk. Er wurde Steinmetz. Mit 18 Jahren trat er beim Kölner Dombaumeister Zwirner ein und lernte dort an alten Werkzeichnungen und Hüttenplänen alles das kennen, was ihm selbst der Meister nicht sagen konnte.

Als Schmidt nach Wien kam, hatte er bereits eine erfolgreiche Tätigkeit als Baumeister und Architekt

wie auch als Lehrer an der berühmten Akademie der bildenden Künste in Mailand hinter sich. Noch in Mailand (1858) war er zum katholischen Glauben übergetreten. Ein Jahr später erhält er nach dem Verluste der Lombardei für das alte Habsburgerreich eine Berufung als Professor für mittelalterliche Kunst an der Architekturschule der bildenden Künste in Wien. Und wieder drei Jahre später starb der Dombaumeister von St. Stephan, Leopold Ernst. Da konnte es keinen Würdigeren geben als Schmidt, die verwaiste Stelle anzuvertrauen. Sein einziges Denken, Sinnen und Trachten vom ersten Tage seiner neuen Tätigkeit an war darauf gerichtet, den Dom in einem würdigen und verjüngten Zustand der Nachwelt zu hinterlassen. Des Meisters Bestreben ging dabei so weit, den in einer unruhigen Zeit im Bau stecken ge-

bliebenen Nordturm auf die gleiche Höhe des Hoch- (Süd-) turmes zu bringen. In Anlehnung an die Zeichnung Hanns Buchsbaums (s.S. 396) hatte er seine Pläne hiefür in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ausgearbeitet; der im Gemeinderate eingebrachte Antrag auf Durchführung des Baues wurde jedoch abgelehnt (s.S. 32).

In stolzer Bescheidenheit bekannte sich Schmidt stets nur als "deutscher Steinmetz" und verschmähte jeden hochklingenden Titel. "Saxa loquuntur" (Steine reden) war der Leitspruch dieses einzigartigen Künstlers, der seine Weltanschauung in Stein auftürmte, um aus den Steinen zur Nachwelt zu reden.

Als Freiherr Friedrich von Schmidt am 23. Jänner 1891 in seiner geliebten Schöpfung, dem Sühnhaus, das er an Stelle des 1881 abgebrannten Ringtheaters setzte, starb, sah Wien auf eine Reihe hervorragender Bauten, die den großen Meister zum Gestalter hatten. Neben seinem Hauptwerk, dem Wiener neuen Rathaus, in dessen Bau Schmidt seine Gotik mit der Renaissance sozusagen eine Ehe eingehen ließ, verdankt ihm das Wiener Stadtbild eine Fülle von Schöpfungen und bedeutsamen Verschönerungen, von denen hier nur einige seiner kirchlichen Bauten erwähnt sein sollen: die Brigitta,- Lazaristen,- Weißgärber- und Fünfhauser Kirche, die alle in gotischem Stile aufgeführt wurden.

Sein Grabmal am Zentralfriedhof, das durch seine vornehme Schlichtheit auffällt, besteht aus einer mächtigen Steinplatte, deren oberes Ende seinen Leitspruch "Saxa loquuntur" trägt, darunter in deutscher Sprache zu lesen ist: "Hier ruht in Gott Friedrich Schmidt - ein deutscher Steinmetz."

Schmidt war einer jener deutschen Meister, die um die Sendung Wiens wußten. Seherworte waren es, die er anlässlich der Turmgleiche des Wiener Rathauses als Auftrag dem eisernen Rathausmann zurief: "Du Mann von Erz und Eisen, du Symbol der Wiener Bürgerschaft, erfülle deine Pflicht, halte offen die

Augen, wache über diese Stadt und trotzte den Stürmen der Zeit. Stürme werden dich umbrausen, Blitze deinen ehernen Leib durchzucken, du aber halte aus als treues, unverrückbares Symbol dieser Stadt !"

Das Denkmal, das die dankbare Stadt dem großen Baumeister setzte, erhebt sich auf dem nach ihm benannten Friedrich Schmidt Platz hinterdem Rathause. Von Edmund von Hofmann geschaffen (Sockel von Julius Deininger), wurde es 1896 enthüllt. Auch an der Außenmauer des Domes selbst (an der Ostseite des Südturmes) wurde eine Gedenktafel für den großen Künstler angebracht und mit dessen Reliefbildnis geziert (s.S.80).

Schmidt folgte als Dombaumeister bei St. Stephan 1891 dessen Schüler Julius Hermann, der bereits seit 1873 an den Restaurierungsarbeiten am Dome mitgewirkt hatte. Nach dem 1908 erfolgten Tode Hermanns wurde der Architekt Ludwig Simon mit der Dombauleitung betraut. Unter ihm fand 1911 der elektrische Staubsauger zwecks Reinigung der Innenarchitektur und der Glasmalereien in der Kirche Eingang. Im folgenden Jahre wurden anlässlich des in Wien tagenden eucharistischen Kongresses sämtliche barocke Pfeilerköpfe restauriert und wieder ein Jahr später erfolgte die Ausgestaltung der elektrischen Beleuchtung. 1921 starb Simon. Sein Nachfolger wurde der Architekt August Kirstein, dem 1941 der gegenwärtige Dombaumeister von St. Stephan, Prof. Dr. Karl Holey im Amte folgte.

Die Steinmetzzinnung, die noch bis in die Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ihren Sitz im Kurhause beibehalten hatte, mußte sich schließlich gegen Gewährung einer Entschädigungssumme um neue Räumlichkeiten umsehen. Sie mietete sich provisorisch in der Dorotheergasse ein und bezog dann ihr eigenes Haus in der Wolfengasse Nr. 3, das in den Jahren 1849/50 nach den Plänen des Baumeisters Uebel erbaut und mit Bildhauerarbeiten von Schönthaler geziert wurde. Heute nennt sie sich Genos-

senschaft der Bau- und Steinmetzmeister Wiens.

Zu dem Baublock, der sich hier zwischen Stephansplatz und Singerstraße erstreckt, gehört schließlich auch das Haus Nr. 378, heute Singerstraße Nr. 3. Es schob sich zwischen dem alten Schulgebäude und der Singerstraße ein, dieser seine Front zeigend (s. Situationsplan, Abb. 134, ~~nach S. 359~~^{*)}). An der Nordwestecke des Hauses führte ein Ausgang zum alten Rauberggassel, das hier im rechten Winkel abbog.

In einem der Grundrisse, die als Unterlage für den Neubau des Kurhauses gedient hatten, war interessanterweise auch dieses Haus, das den Schild "zum roten Apfel" führte, einbezogen worden. Sicherlich hatte man damals an den Ankauf des Hauses gedacht, der aber doch nicht zustande kam. Irgendwelche Erklärungen dieser Angelegenheit sind weder auf den Zeichnungen noch sonstwo vorhanden.

Als erste Besitzer des Hauses werden Chunrat Posch und dessen Frau Dorothe, Janns der Polcz und dessen Tochter Margarethe genannt, die es gemeinsam am 23. April 1379 um 80 Pfund Pf. an Oswald Chuntter dem Münzer und dessen ~~Wrau~~ Frau Elspet verkauften. Schon sieben Tage später verpfändet Chuntter das Haus an Johann Polcz. Ob es sich hier nur um ein Scheingeschäft gehandelt hat oder Chuntter den Kaufbetrag nicht aufbringen konnte oder wollte, ist nicht feststellbar, Jedenfalls muß aber der ganze Kauf wieder rückgängig gemacht worden sein, was aus einer Eintragung vom 20. September 1398 abgeleitet werden kann, nach der die vorerwähnte Dorothe schließlich Alleinbesitzerin des Hauses geworden sein muß. Dort heißt es: "Walther von Sawsenekk und Hanns der Posch, dessen Vetter beurkunden, daß Frau Dorothe die Poschinn, des vorgenannten Walther Schwester und Hanns des Poschen Mutter, ihr Haus, gelegen ze Wienn in dem gässlein hinder der Schuel dacz sand Stephan ze Wienn zu einer ewigen Messe auf Sand Blasy altar in der herczogn kapelln dasselbens

*) ~~am 1. April 1379~~ ~~und~~ ~~beurkundung~~ ~~unter~~ ~~Zeile~~.

dacz sand Stephan vermacht habe, daß aber Hanns der Posch dasselbe von dem Verweser dieser Messe, Jacobn von Newnburg, Achter zu St. Stephan, um 200 Pfund Wr. Pf. wieder eingelöst habe, und daß die Lehenenschaft der erwähnten Messe gemäß der Bestimmung der Stifterin nach dem Tode der beiden Aussteller an den jeweiligen Kirchmeister zu St. Stephan übergehen soll.“

Merkwürdiger weise gehört das Haus zwei Jahrzehnte später zu einer Meßstiftung, die Anna, Ulrichs des Pirichvelder des Ae. Wittib gemacht hat. Der Kaplan dieser Messe, Caspar Wildhaber, Chormeister zu St. Stephan, verkauft das Haus 1421 um 180 Pfund Pf. an Hanns Gach, der es aber für eine Geldschuld Arnolt von Ach übergeben muß. Dieser verkauft es 1428 dem Meister und Pucharzt Sebolten von Rauekspurg und dessen Frau Anna, die es 1430 dem Meister und Lehrer der Arznei Micheln Puff von Schrick und dessen Frau Kathrein verkaufen. Nach Puffs Tode heiratet seine Witwe Kathrein den Meister und Lehrer der Arznei Wolfgang Stadler, den sie gleichfalls überlebt. Nach ihrem Tode wird das Haus 1491 um 450 Pfund Pf. an den Priester des Passauer Bistums, Peter Gnam von Ulrichskrehenn (Ulrichskirchen) verkauft, der es für einen immerwährenden Kaplan aus den Chorherrn der Domkirche zu St. Stephan vermacht, "der mit den andern Kaplänen täglich zu den kanonischen Stunden singen und psalmieren soll, nach Gewohnheit besagter Kirche". Da das Haus aber für den gedachten Zweck zu weit und zu groß gewesen ist, wurde es 1518 um 500 Pfund Pf. an Wolfgang von Asslabing verkauft und dafür aus dem Erlös ein in der Nähe gelegenes auf dem Anger (heutige Grünangergasse) gekauft. Asslabing hinterließ sein Haus seiner Witwe Appolonia, die es 1525 um 600 Pfund Pf. dem Eisner Adam Markl und dessen Frau Katharina verkaufte. Deren Kinder verkaufen das Haus 1580 an Johann Sambucus, der Erczney Doct. Rom. Kay. Mt. Rath und Historiographen, der es 1584

Frans Xaver Predtl (Predl), der Rom. und Kaiser. Mt. Coadjutor

seiner Witwe Christina hinterließ, die Wolff Sunich d. Ae. heiratete. 1591 verkaufte sie es an Andre Eberstorffer, der Arznei Doctor und von der Landschaft in N. Oe. bestellter Medico, und dessen Frau Regina. Er hinterließ das Haus seiner Tochter Barbara, Frau des Sebastian Schrotl, R. K. Mt. Diener, die es 1604 ihrer Stiefmutter Regina überließ. Diese verkaufte es dem Dr. Johann Bierdimpfl, der es 1620 zur Hälfte seiner Witwe Margarethe, geb. Stubeckhin, zur andern Hälfte seinen Kindern erster Ehe (mit Maria, geb. Prandtlin): Anna Sophia und Regina und denen aus zweiter Ehe: Margaretha und Johanna Elisabeth hinterließ. Durch Vergleich wurde die Mutter Margaretha Bierdimpfl Alleinbesitzerin des Hauses, die es Bernardino Barbo Freiherrn zu Waxenstein und Passbern, R. K. M. Reichshofrat und Cammerer, verkaufte. Er hinterließ das Haus seiner Witwe Benigna Veronica, geb. Stegerin, nachmals verehelicht mit Freiherrn von Reiffenberg. Sie verkaufte es 1636 an Johann Heinrich Soldtner, R. K. M. Secretary und Mehens Registrator bei der N. Oe. Regierung, und dessen Frau Anna Maria, geb. Bonetin. Soldtner hinterließ das Haus 1649 seiner Witwe, nachmals verehelichte Ulricin und seinen zwei Söhnen Johann Baptist und Johann Heinrich. Sie verkauften es 1671 an Johann Cränne, K. M. Reichshofrat; nach dessen Tod kam es an seine Söhne Constantin Ord. Erem. S. Augustin auf der Landstrassen, Franz Wolfgang und Ludwig, und seine Tochter Theresia Barbara Freiin von Neithard. Durch Vergleich fiel das Haus 1674 an Franz Wolfgang Cränne, R. K. M. N. Oe. Landrechtsbeisitzer und an dessen Bruder Ludwig, die es Helena Barbara Hardtmann, geb. Perkherin verkauften. Sie hinterließ es 1675 Tillmann Holthausen, beider Rechte Doktor; nach dessen Tode fiel es 1676 an seine Witwe Maria, geb. Pfaller, nach deren Tode 1689 an ihre Tochter Maria Theresia, verehelichte Kirchmayr von Altkirchen. Diese verkaufte das Haus 1694 an Thoman Franz Xaver Predtl (Bredl), der Rom. und Hungr. Mt. Camerdie-

ner und Hoppfening Maister (Zahlmeister), der es 1702 an Adam Caspar Gissmann, des Aeussern Rat und Gastgeber, und dessen Gattin Katharina verkauft. Nach seinem und seiner Frau Tode kam es 1738 an ihre Tochter Anna Eleonore ~~Ritterin von~~ Ritterin von Roddersthal, nachmals verehelichte von Sauberskirchen, die es 1760 dem Kardinal Christoph Grafen von Migazzi, Erzbischof von Wien, verkauft. 1787 besitzt das Haus Baron Tinti, 1795 August von Holzmeister, 1822 Franziska Edle von Holzmeister, 1849 ist es Eigentum von Ignaz Ritter von Macks Erben. 1879 wurde das Haus neuerbaut; 1885 ist es Eigentum der Baronin Amalia Liptay. Das zum Hotel umgestaltete vier Stock hohe Haus (70 Zimmer) war zuerst Eigentum des bekannten Wiener Hoteliers Riedl, seit 193⁷ befindet es sich im Besitze der Brüder Kremslehner und führt den Namen "Dom Hotel Royal".

Hier mag noch auf einen kleinen Irrtum hingewiesen werden, der sich sowohl bei Richard Groner, "Wien wie es war", S. 35 als auch bei Eugen Meßner, "Die Innere Stadt", S. 22 vorfindet, nach dem das Hotel Royal ein Bestandteil des "Becherhauses" (Stock im Eisen Platz Nr. 2) wäre. Das stimmt nicht; Hotel Royal ist ein vollständig selbständiges Gebäude und steht in keinem Zusammenhange mit dem erwähnten Becherhaus. Auch mich selbst muß ich aus dem gleichen Grunde richtigstellen. Demnach wäre im ersten Band, S. 15, erster Absatz, letzter Satz "Im Hause befindet sich das Hotel Royal, Eingang Singerstraße" zu streichen.

Das nächste durch die Kurhausgasse vom Kurpriesterhause getrennte Gebäude (S t e p h a n s p l a t z Nr. 4) ist das Haus des DEUTSCHEN RITTERORDENS, kurzweg "deutsches Haus" benannt. Der große unregelmäßig gebaute Gebäudekomplex zeigt drei Straßenfronten (Stephansplatz, Kurhausgasse und Singerstraße).

Der Orden geht auf eine Stiftung zurück, die von reichen

Lübecker und Bremer Kaufleuten 1190 gegründet wurde und der Errichtung eines Spitals in Jerusalem zur Pflege und Wartung kranker Pilger galt. Unter dem Einflusse der Kreuzzüge entwickelte sich daraus rasch ein Ritterorden, der ebenso wie die Johanniter und Templer die Bekämpfung der Ungläubigen als seine hauptsächlichste Aufgabe ansah. Nur beschränkten sich die deutschen Ordensherren nicht nur auf den Kampf gegen die Sarazenen, sondern sie führten ihn auch gegen andere Ungläubige, namentlich gegen die heidnischen Preussen an der Ostsee. Auf einer solchen "Preussenfahrt" kamen einige Ritter nach Wien, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Herzog Leopold VI., der Glorreiche, lud sie hier zur Niederlassung ein und bedachte sie auch mit Gütern. 1210 soll er ihnen die Stiftung des Otto Gallbrunn, - ein Haus mit einer der hl. Maria geweihten Kapelle in der Singer (Singer-) straße bestätigt haben, aus welchem im Laufe der Jahrhunderte der große Häuserkomplex des ~~deutschen~~ "deutschen Hauses" entstand.

Anfangs klein und unansehnlich, wuchs der Besitz allmählich zu einem großen Wirtschaftshof, der gegen die Kurhausgasse zu von Pferdeställen umgeben war. Bei dem Großfeuer, von dem die Stadt am 7. August 1258 heimgesucht wurde, war auch das Deutsche Haus ein Raub der Flammen geworden; noch verheerender war das Brandunglück vom 26. April 1262, das kaum den zehnten Teil der Stadt verschonte und alle Kirchen und Kapellen, ausgenommen die Schottenkirche vernichtete. Dennoch nahm die Ordenscommende für Niederösterreich mit dem Sitze in Wien gerade im 13. und im 14. Jahrhundert bedeutenden Aufschwung. Ihr gehörten Häuser, Wirtschaftshöfe, Grund- und Bergrechte, Weingärten u.a. mehr. Zu Beginn des folgenden Jahrhunderts ist allerdings die Commende tief verschuldet und hebt sich erst später wieder zu größerem Glanze. Unter dem Landkomthur Gottfried Freiherrn von Lambert wurde das alte Haus 1666/67 umge-

baut, doch erst unter dem Landkomthur Guido Grafen von Starhemberg erhielt der Bau im wesentlichen seine heutige Gestalt. Die späteren Um- bzw. Zubauten änderten an dem äussern Aussehen wenig. 1785 wurde dem Haus unter dem Landkomthur Alois Grafen Harrach das vierte Stockwerk aufgesetzt. An der Front des Stephansplatzes, wo sich heute das Restaurant "Deutsches Haus" ausbreitet, befand sich ehemals der deutsche Ordenskeller.

Das Siegel der deutschen Ordensritter in Wien trägt die Büste des Erlösers. Das reich umlockte bärtige Haupt ist von einem Strahlenkranz in netzförmigen Nimbus umgeben.

Die Ritter nannten sich Brüder und so gab es auch hier einen Bruder Hofmeister, einen Bruder Küchenmeister, Bruder Schaffner und Bruder Kellermeister.

Eingebaut in die Front der Singerstraße ist die Deutschordenskirche, die mit der Langseite in der Häuserflucht dieser Straße steht (Abb. 138). Die allein freie Südseite gegen die



Abb. 138

Singerstraße zu mit den schönen gotischen Fenstern und dem Türmchen bildet mit der Barockfassade des Hauses ein harmonisches Ganzes. Der angestrebte Versuch, sich in barockem Geiste mit den gotischen Formen auseinander zu setzen, ist hier in vollem Maße und in überaus glücklicher Weise gelungen.

Die Entstehung der Kirche führt auf die frühere, schon erwähnte Marienkapelle zurück, die bei einem

Schadenfeuer zugrunde gegangen war. Die an ihre Stelle getretene neue Kirche wurde von Georg Schifering aus Nördlingen erbaut und am 19. Dezember 1395 zu Ehren der hl. Elisabeth geweiht, die dem Deutschen Orden, dem die Obhut ihrer Gebeine anvertraut war, besonders nahe stand. Die Volkstümlichkeit dieser Heiligen kommt in vielen Sagen und Legenden zum Ausdruck. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (geb. 1207) war die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, die als vierjähriges Kind dem damals elfjährigen Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, verlobt und auf der Wartburg erzogen wurde, wo sie sich 1221 mit ihm vermählte. Als Ludwig 1227 auf einem Kreuzzuge starb, wurde Elisabeth bald nachher von ihrem Schwager Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben und fand Zuflucht bei ihrem Beichtvater Konrad von Marburg. Dort lebte sie ganz der Andacht, Mildtätigkeit und Krankenpflege. Ihr zarter Körper ward durch Anstrengungen, die sie auf sich genommen, nicht gewachsen und noch nicht 24 Jahre alt, starb sie. Ueber ihrem Grabe in Marburg ließ der Deutsche Orden die frühgotische Elisabethkirche errichten. Noch heute ist der Grabschrein dieser wunderbaren Frau der kostbarste Schatz dieser Kirche; Gebeine aber enthält er keine mehr. Der Deutsche Orden konnte es nicht verhindern, daß sie in alle Welt zerstreut wurden. Als Landgraf Philipp der Großmütige in der Elisabethkirche 1539 den evangelischen Kultus einführte, ließ er die Gebeine seiner heiligen Ahnfrau auf das Landgrafenschloß in Marburg bringen. Doch der Deutsche Orden führte bei Kaiser Karl V. Beschwerde darüber und Philipp wurde nach dem für ihn unglücklichen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges gezwungen, dem Deutschen Orden die Reliquien zurückzugeben.

Erzherzog Maximilian von Oesterreich, um 1590 Hochmeister des Deutschen Ritterordens, hat dann in hoher Verehrung für die hl. Elisabeth durch seinen Abgesandten Cornelius von Lautern

1588 die wichtigsten Teile der noch vorhandenen Reliquien, darunter das Haupt nach Wien bringen lassen und sie seiner frommen Schwester Elisabeth, der Witwe des verstorbenen Königs Karl IX. von Frankreich, verehrt. Königin Elisabeth überwies die Reliquien dem von ihr in Wien gestifteten Klarissinen- (Königs-) kloster, in dem sie selbst bis zu ihrem Tode wohnte. Nach Aufhebung des Klosters im Jahre 1782 kamen die Gebeine als Geschenk des Kaisers Josef II. an den Konvent der Elisabethinen auf der Landstraße in Wien, in dessen Obhut sie sich bis heute befinden. Hier wurden sie in einen neuen, sibergefaßten kristallinen Reliquienschrein gelegt, und das seines alten, kostbaren Schmuckes beraubte Haupt mit einer neuen Krone geziert. Eine Überstellung der Reliquien an die Deutschordenskirche, wäre - wenigstens vom Standpunkte der Geschichte - vielleicht begründeter gewesen.

Die Kirche erfuhr im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen. Auf dem Dachboden ist deutlich erkennbar, daß das jetzige ~~Gebäude~~ Gewölbe erst später unter dem älteren eingebaut wurde. Ehemals war die Nordseite, welche jetzt die Ritterwappen trägt, ebenfalls mit Fenstern versehen. Der starke Luftzug, den diese Fensterstellung zur Folge hatte, mag schon früh dazu geführt haben, die Nordfenster zu vermauern. Später wurden die Wohngebäude auf drei Seiten angesetzt, die alte Fassade, die 1547 sicher noch vorhanden war, zerstört, das westliche Travée wurde auch noch durch den Turm eingeengt und erhielt eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Apside.

Um dem Wohnhause auf der Nordseite mehr Raum zu schaffen, wurde eine neue Wand (die Wappenwand) eingezogen. Der Kern des Baues, sozusagen das Pfeilergerüst, steht noch aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Die wunderschöne Brüstung des Westoratoriums weist auf das 16. Jahrhundert.

Unter dem Landkomthur Guido Grafen von Starhemberg wurde

1723 die Kirche, - zugleich mit dem Hause, - einer durchgreifenden Renovierung unterzogen. Eine abermalige Renovierung erfolgte 1770. 1864 wurde dem Gotteshause durch den Graner Dombaumeister Architekt A. von Lippert die heutige Gestalt gegeben.

Die Außenseite und auch die Innenseite der Kirche wurde dabei in ziemlich energischer Weise verändert, manches egalisiert, mit Mörtel die Quaderwände nachgemacht, wahrscheinlich die Statuen neu errichtet, anderes auf den Glanz hergestellt, so daß man in manchem Urteil unsicher wird.

Das eine der gotischen Fenster wurde zugebaut und die drei andern durch einen zusammenfassenden Giebel zum Zentrum der ganzen Anlage gemacht. Im Innern wurde die Vierachsigkeit beibehalten, dem Raum aber durch Abrundung der Chor- und der Rückenwand der Charakter eines zentralen Ovalbaues gegeben. Die Ausstattung des Innenraumes, das ein Netzgewölbe überspannt, ist sehr zierlich und zeigt reiche Details. Die Joche sind in ihrem untern Teile in origineller Weise ausgebaucht.

Die ungemein interessante Kirche trägt an den Wänden zahlreiche Wappenbilder deutscher Ordensritter und Fahنشmuck. Beachtenswert ist der herrliche gotische Flügelaltar aus Danzig, der aus der Zeit um 1500 stammt. Die Innenseiten der mit niederländischen Gemälden geschmückten Flügel zeigen Szenen aus der Leidensgeschichte des Heilands, die Außenseiten Heiligendarstellungen. Das Oelgemälde über dem Altar zeigt die Gottesmutter mit Heiligen. Es wurde 1668 von Tobias Bock, dem Maler des Hochaltarbildes von St. Stephan, gemalt.

Zur rechten Seite des Einganges befindet sich ein steinernes Altarfragment, das 1515 von dem Geschichtsschreiber Johannes Cuspinian (s.S. 204) gestiftet wurde. Es zeigt den Stifter, ähnlich dem Cuspiniangrabmal im Stephansdom, mit seinen beiden Frauen Agnes und Anna. Unter den andern Grabmälern fallen auf: das Marmorepitaph des Erasmus Christoph Grafen Starhemberg

(gest. 1729), das den Verstorbenen in ganzer Figur darstellt, daneben das große Grabmal des Johann Joseph Philipp Grafen Harrach (gest. 1764), bereits bei dessen Lebzeiten von Jakob Schletterer errichtet.

Neben dem Westeingang ist das schöne Epitaph aus Kelheimerstein hervorzuheben, das vom Eichstädter Bildhauer Loy Hering für den Freiherrn Jobst Truchsess von Wetzhausen (gest. 1524) errichtet wurde. Die Reliefdarstellungen zeigen in der Mitte Jesu Abschied von Maria, links den Verstorbenen kniend, rechts den Tod. Es ist der älteste Grabstein der Kirche.

Die Figuren in den Pfeilernischen sind modern; ihre Baldachine gehören der alten Kirche an, das phantastisch gotisierende Maßwerk der Fenster und Wände hingegen dem Umbau des 18. Jahrhunderts.

Heute ist das Gotteshaus die kleinste Pfarrkirche Wiens. Ihren Sprengel bilden das Kommendenhaus, in das die Kirche eingebaut ist. Aber nicht alle Bewohner desselben gehören dazu, sondern nur die Ordensgeistlichen und die im Hause wohnenden Laien, die Angestellte des Ordens sind, mit ihren Familienangehörigen. Oft bleibt die Zahl der Pfarrangehörigen unter 20.

Den Gottesdienst besorgen Ordensgeistliche, welche den schwarzen Priesterrock mit einem Ordenskreuz auf der Brust tragen. Bei hohen Festlichkeiten erscheinen sie in weissem Mantel mit großem schwarzem Kreuz auf der linken Seite.

Der Deutsche Orden bewahrt ein wertvolles Archiv an uralten Wappen, Stammbäumen, Urkunden und andern heraldischen Kostbarkeiten.

1809 wurde der Orden im außerösterreichischen Deutschland aufgehoben und besteht nur noch in Oesterreich als katholische Adelsgemeinschaft weiter.

Der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens, Ballei Oesterreich war Erzherzog Eugen. Dessen seinerzeitige Aufnahme

war an die gleichen Formalitäten und Feierlichkeiten gebunden, wie sie durch fast 700 Jahre bestanden.

Der damalige Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Wilhelm, hielt nach Befragung des Kapitels, ob der Kandidat in den Orden aufzunehmen sei, auf Grund der bejahenden Antwort an den Kandidaten eine Ansprache, in der er erklärte, daß derjenige,

"so in den Deutschen Orden aufgenommen werden will, von adeligem, ritterlichem Stamme, ehelich geboren sein müsse und diesen Stamm mit 8 Ahnen von ~~der Mutter~~ dem Vater und mit 8 Ahnen von der Mutter, alle deutschen Geblütes nachzuweisen, somit ein wahrer Rittergenosse zu sein habe; daß er von Gliedmaßen gerade und ohne Gebrechen sei, daß er keine fremden Militär - oder Staatsdienst nehmen dürfe; daß er bereits das 24. Jahr erreicht, das 50. noch nicht überschritten haben dürfe; daß er keine großen Schulden oder schwere Rechnung zu legen habe; daß er ein rüstmäßiges Streitroß und einen ganzen Kürass in den Orden mitbringen müsse und keine gefährlichen Feinde haben dürfe; daß er bis an sein Lebensende in den Orden verbleiben werde; daß er die Ordensbesitzungen und Rechte beschützen, in den Ordensangelegenheiten die unbedingteste Verschwiegenheit beobachten, die Kranken, Notleidenden unterstützen, die Witwen, waisen und Jungfrauen beschützen müsse."

Nach Beantwortung dieser Fragen mußte sich der Kandidat vor dem Kapiteltische auf beide Knien niederlassen und nochmals um Aufnahme in den Orden bitten, worauf ihm nach altem Brauch folgende Antwort zuteil wurde:

"Ihre Bitte ist erhört, doch verspricht der Orden nichts als Wasser, Brot und demütige Kleidung; wird Ihnen etwas Besseres, so danken sie hiefür Gott, St. Marien und dem löblichen Orden."

Nach einigen weiteren Formalitäten legte der Erzherzog

folgendes ihm durch den Hoch- und Deutschmeister vorgeschriebenes Gelübde ab:

"Ich, Eugen, Erzherzog von Oesterreich und königlicher Prinz von Ungarn, entheße und gelobe Keuschheit meines Leibes und Ehelosigkeit, auch ohne Eigentum zu sein gehorsam Gott und Marien und Ihnen, Meister des Ordens des Deutschen Hauses und Hospitales zu Jerusalem, daß ich gehorsam will sein bis in meinen Tod."

Die daran anschließenden Feierlichkeiten fanden in der festlich geschmückten Augustinerkirche statt, in der sich der Kaiser, der Hof, das diplomatische Korps und die Damen und Herren der Aristokratie eingefunden hatten. Nach einer Reihe von Zeremonien erfolgte dort endlich der Ritterschlag. Der Hoch- und Deutschmeister schwenkte ehrerbietig das Schwert gegen den Altar und gab dem Kandidaten nun mit drei Schwertstreichen, von denen zwei auf die Schulter und der dritte auf das Haupt fiel, den Ritterschlag unter der althergebrachten Formel: "Zu Gottes, St. Mariens und St. Georgs Ehr', Vertrage Dieses, doch Keines mehr! Besser Ritter als Knecht!"

Eine Gedenktafel im Hofe des Hauses besagt, daß vom 16. März bis 2. Mai 1780 hier Wolfgang Amadeus Mozart wohnte. Es war das zur Zeit, da er von seinem Herrn, dem Salzburger Erzbischof Hieronymus Grafen Colloredo nach Wien befohlen worden war, der seines unwürdigen Verhaltens dem großen Künstler gegenüber, in allen Mozartbiographien sehr schlecht wegkommt. Es kam denn auch zum unvermeidlichen Bruche zwischen Mozart und seinem Herrn, worüber wir durch Mozarts Brief an seinen Vater, dat. 9. Mai 1781, genau unterrichtet sind (s. Karl Kobald, "Alt Wiener Musikstätten", S. ^{2/3} 72). Mozart mußte nun sein Quartier im Deutschen Haus aufgeben und mietete sich nun als Zimmerherr im Hause "zum Auge Gottes" (alt Nr. 563, heute Petersplatz Nr. 8) bei der Familie Weber ein, wo sich das unglück-

selige Liebesverhältnis mit Konstanze Weber entspann, das zu einer unglücklichen Ehe führte und verhängnisvoll für sein weiteres Schicksal wurde (s.Band I, S. 203).

Gegenüber der Gedenktafel Mozarts im Deutschen Hause ist eine zweite Tafel angebracht, die anzeigt, daß in diesem Hause am 28. Mai 1733 der heimische Dichter Cornelius Hermann Paul Ayrenhoff (gest. 1819) geboren wurde. Ayrenhoff, in seinem militärischen Range Feldmarschall Leutnant, hat sich durch seine, dem klassizistischen Theater der Franzosen nachgebauten Stücke Gehör und Geltung verschafft. Er galt seit 1766 als Klassiker des ernsten und heiteren Dramas und es ist nicht uninteressant, daß gerade ihn der Preussenkönig Friedrich II. in seiner kritischen Schrift über die Literatur besonderes Lob zollt. Er anerkennt darin nur einen Dramatiker seiner Zeit und das ist eben der Wiener Ayrenhoff. Heute gehört er der Vergessenheit an.

Angebaut an das Haus des Deutschen Ordens ist der Domherrenhof, früher Chorherrenhaus, auch kurz Chorchof genannt (Stephansplatz Nr. 5, alt 871 und 872), identisch mit Domgasse Nr. 2, bzw. Blutgasse Nr. 2.

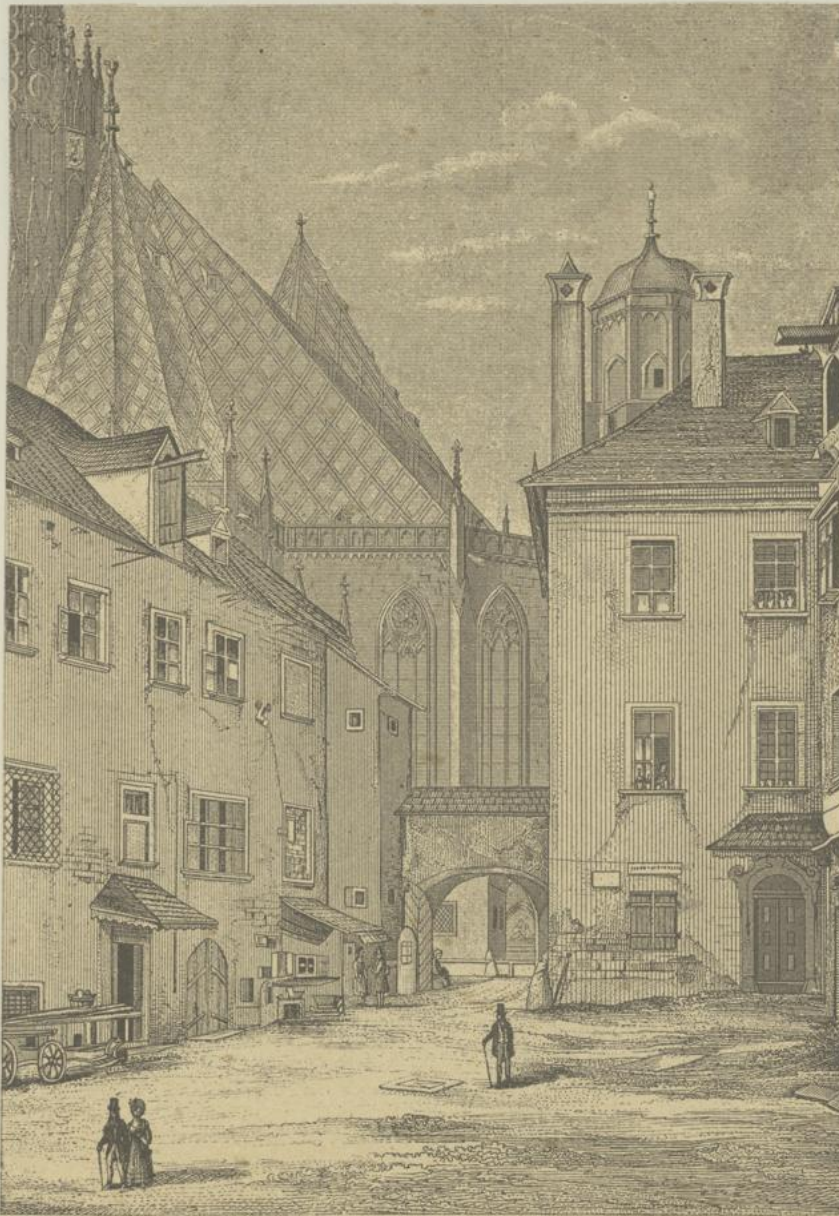
Ursprünglich befanden sich an der Stelle des heutigen Hauses zwei Häuser, deren vordere Front auf den Stephansfreithof hinausging, ihr rückwärtiger Trakt in die kleine Schulerstrasse (jetzt Domgasse).

Das dem Deutschen Orden benachbarte Haus (alt Nr. 872) war ein dem Pfarrer von St. Stephan dienstbares Haus, dessen eine Hälfte 1334 aus dem Erbe des bekannten Schulmeisters Ulrich (s.S. 345) der Bürgerschule an den Pfarrer Johann von Simonfeld und seine Geschwister gekommen war. Diese verkauften es 1342 an Simon, den Chormeister von St. Stephan, der mit seiner Mutter Jutta schon die andere Haushälfte besaß.

Später gehörte es Stephan den swarczen und nach ihm dem

Meister Colman, Pfarrer zu Lasse, der, ohne ein Testament zu hinterlassen, starb. In dem daraufhin ausgebrochenen Streite zwischen dem "Capitel dacz sand Stephan" und dem Meister Peter von Pulcka, Pfarrer zu Lasse, fällt Herzog Albrecht V. am 3. April 1422 einen Schiedspruch, wonach das Haus dem Kapitel als Dotation für eine ewige Messe zugesprochen wird.

Durch Kapitelbeschluß wurde es zur Wohnung für drei Kapitularen bestimmt. Der Hauseingang lag in der "hindern schulstrass" (heute Domgasse), doch wurde eine Tür zum Stephansfreithof ausgebrochen, um den Bewohnern jederzeit den Zutritt zur Kirche (dem Stephansdom) zu ermöglichen (Abb. 139 und 140).



Der alte Domherrenhof mit dem Einfahrtsthor.

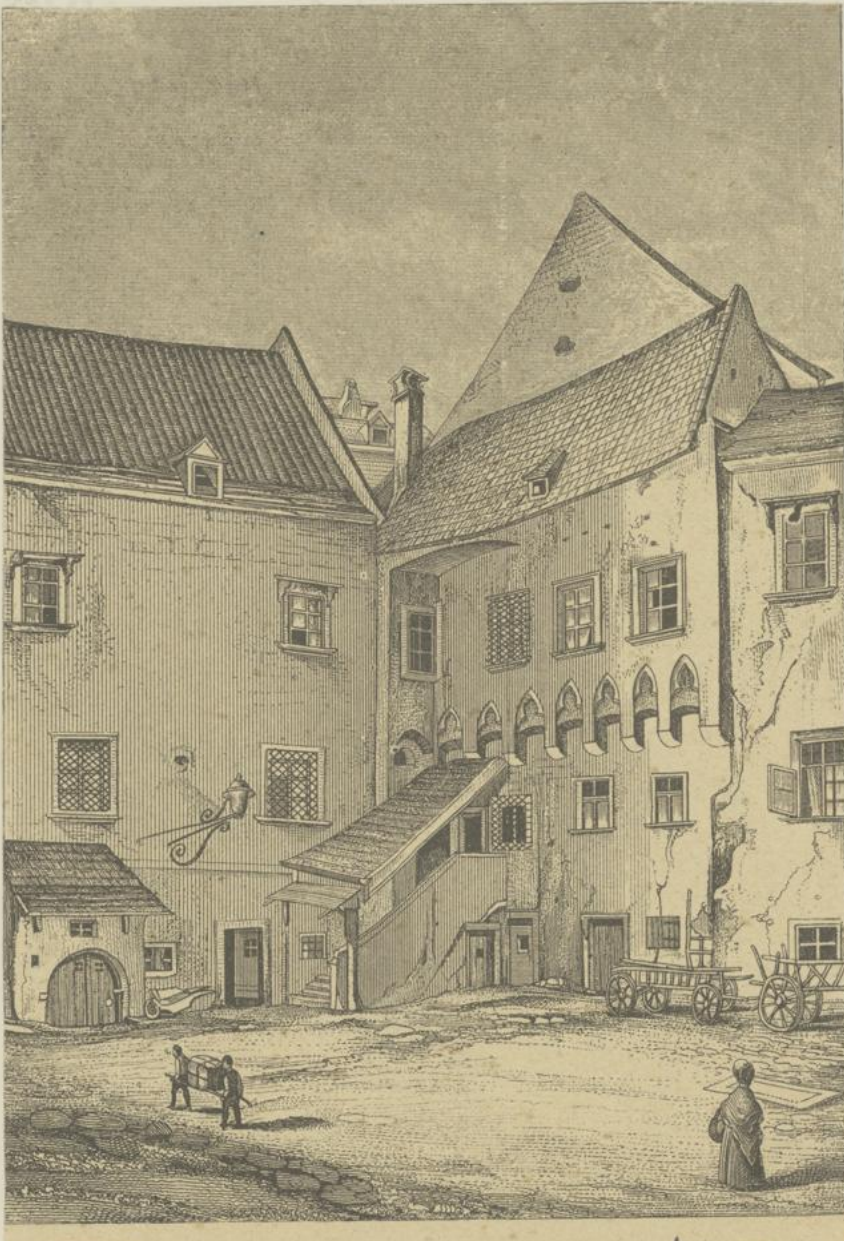
Abb. 139

Von da an führte das Haus die Bezeichnung als Chorherren,- später Domherrenhof.

Das Nachbarhaus (alt Nr. 871) verkauft Jungfrau Clara domicella am 17. Februar 1380 Ingram de Ratispona (von Regensburg) und dessen Frau Anna. Am 3. März 1387 versetzt Anna, Ingrams Hausfrau von Regensburg, ihr Haus auf dem Stephansfreithof Sundlein dem Juden

und seinen Erben. Etwa 2 Jahrzehnte später gehört das Haus Niclas dem Fichsel. Dieser verfügte 1410 testamentarisch, daß nach dem Tode seiner Frau Anna, Simon des Vinianzen Witib, das Haus den Chorherren von St. Stephan heimfallen solle; er bedang sich dafür aus, daß für ihn und seine Gattin ein Jahrtag gehalten werde und alle Jahre zwei Pfund davon den Büsserinnen des hl. Hieronymus zu Georgi und Michaeli überlassen werden. Anna überlebte ihren Mann lange. Erst 1450 konnten

die Chorherren das Erbe antreten. Am 19. November 1450 spricht der Rat der Stadt das "Capitel Allerheiligen Tunkirchen dacz sand Stephan" zu Wien bezüglich des ihm zugefallenen Hauses frei von jeder Stadtsteuer, jedem Anschlag u.s.w. gegen Erlag von 50 Pfund Wr. Pf. und unter der Bedingung, daß das Kapitel einem Handel- oder Gewerbetreibenden nur dann darin



Der Domherrenhof mit der Nebenseite.

Abb. 140

Wohnung geben, wenn er dem Stadtgericht unterstellt werde und die bürgerlichen Lasten trage.

Hier mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß Niclas

und Anna Fichsel nicht verwechselt werden dürfen mit Michel und Agnes Fichsel, die ungefähr um die gleiche Zeit lebten, sich gleichfalls um den Dom sehr verdient gemacht haben und den St. Ulrichsaltar mit dem schönen gotischen Baldachin in der Südostecke des Langhauses (1448) stifteten.

Das Fichselhaus am Stephansfreithof hieß von da an der "Fixlin stiftt", woraus das Hausschild der "Fuchs im Stiefel" hervorgegangen sein soll, ein Beweis, daß der Name alter Hausschilder nur zu leicht auf ~~zu~~ falsche Fährten führt und zu Legendenbildungen Anlaß gibt, die jeder Begründung entbehren. Es war ein Durchhaus, das vom Stephansfreithof in die "kleine Schulerstraße" führte, zwei Stockwerke hoch und bot mit seinen Erkern und auf Spitzbogentragsteinen ruhenden, vorspringenden Etagen einen interessanten Anblick. Von der kleinen Schulerstraße aus hatte es eine im Freien angebrachte Stiege.

Bermann erzählt in seinem Werke "Alt- und Neu Wien", S. 344, daß der Tradition nach das Haus einstmals Otto Neidhart Fuchs (gest. 1334, s.S.⁶⁶), dem lustigen Räte Otto des Fröhlichen gehört haben soll. Es kann sein, daß das Bermann von irgend einem fabulierenden Chronisten übernommen hat, den die Verwandtschaft der Namen verleitete, dieses Märchen zu erfinden und weiterzuerzählen.

In den Jahren 1841 bis 1845 wurde der "Fixlhof" und der zwischen ihm und dem Deutschen Hause stehende alte Domherrenhof demoliert und auf dem so frei gewordenen Platze der neue Domherrenhof aufgebaut.

Durch die Schulerstraße getrennt, stand als nächstes Gebäude am Stephansfreithof der alte "Z w e t t l h o f" (Stephansplatz Nr. 6, alt Nr. 868, 870).

An Stelle des alten Hauses Nr. 868 stand dort ehemals das Haus des Kanonikus Ulrich von Passau, Protonotars des Herzogs Leopold des Glorreichen, der neben dem Hause 1214 eine Kapelle

erbauen ließ nebst einem kleinen Gebäude als Wohnung für den Priester. Bischof Mangold von Passau bestätigt am 12. Juli 1214 die erfolgte Erbauung und deren Bestiftung mit einem jährlich drei Fuder Wein liefernden Weingarten in Grinzing, verleiht dem Stifter Ulrich das Präsentationsrecht eines Priesters, der an der Kapelle nur Messe lesen darf, und genehmigt die von dem Stifter der Pfarrkirche zu Wien zur Entschädigung gemachte Schenkung von einem Pfund Pf. auf mehrere Hofstätten in Wien, die Pernger von Fischamend burgrechtsweise inne hat.

Später kam das Haus an das ritterliche Geschlecht der Greifensteiner. ~~Nach den Bränden vom Jahre 1275~~ Nach den Bränden der Jahre 1275 und 1277 wurden Haus und Kapelle erneuert.

Am 17. März 1301 verkaufen Otto von Steyr und seine Gattin Margarethe das Haus auf dem Stephansfreithof, das Margarethe und ihre Geschwister von ihrem Ehn Conrad von Greifenstein ererbt hatten, mit Einwilligung dieser Geschwister dem Protonotar des Herzogs Albrecht I., Gundacker von Passau und dessen Gattin Elsbeth um 140 Mark lötigen Silbers Wiener Gewichtes, von denen es zwei Jahre später Abt Ebro von Zwettl um 340 Mark lötigen Silbers erwirbt. Der Bürgermeister Chunrat der Polle und der Rat der Stadt bestätigen am 20. Dezember 1303 die Transaktion mit der Einschränkung, daß das Haus nicht durch den Ankauf eines benachbarten Gebäudes erweitert werden dürfe. Die Ansprüche, welche Adelheid, die Greifensteinerin, auf diesem Hause hatte, kaufte Abt Ebro laut Urkunde vom 1. Februar 1304 um vier Mark lötigen Silbers ab. Die Stadtgemeinde legte überdies dem Stifte die Verpflichtung auf, das zur Kapelle gehörige kleine Wohngebäude dem Benefizianten abzutreten.

Bis dorthin wurde die Kapelle von Weltpriestern versehen. Mit Urkunde, dat. Passau, 23. Dezember 1304 wurde sie jedoch von Bischof Wernhard von Passau dem Stifte Zwettl inkorporiert. Gegen diese Inkorporation scheinen die Wiener Einsprache erhoben

zu haben. Wenigstens wurde das Stift Zwettl gezwungen, das erwähnte, zur Kapelle gehörige Wohnhaus des Priesters zu verkaufen. Laut einer von Heinrich von der Neyzze und dem Rate der Stadt Wien am St. Georgenabend 1310 ausgestellten Urkunde löste Abt Otto den Satz, den der Jude Lebmann auf diesem Hofe hatte, um 20 Pfund Pfennige ab, nachdem diese Angelegenheit vor dem Wiener Magistrate verhandelt worden war.

Die Erwerbung des ehemals Greifenstein'schen Besitztumes am Stephansfreithof steht mit der Erweiterung des Chorbaues von St. Stephan unter dem ~~Erzherzog~~ Herzog Albrecht I. in innigem Zusammenhange. Als man nämlich daran ging, der Kirche ein neues und mächtiges Chorchaupt anzufügen (s.S.!!), stand dem ein Gebäude im Wege, das sich auf dem Stephansfreithof erhob, gerade dort, wo sich heute der Hochaltar befindet. Dieses Haus, das schon 1227 erwähnt wird, gehörte den Zwettler Mönchen. Urkunden um 1230 (Quellen der Geschichte der Stadt Wien, Abt. I, Band I, Nr. 718) erzählen, daß Abt Heinrich der Freisinger unter dem Drucke der Notlage des Klosters sein Haus in Wien (es war das einzige, das die Zwettler damals hier besaßen) dem Magister Johannes und dessen Frau um ~~zu~~ rund 30 Talente zu Leibgeding überlassen habe.

Magister Johannes, "cementarius noster" ist einer der wenigen Mitarbeiter an den älteren Bauwerken Zwettls, von denen wir Namen kennen. Wir dürfen ohne Zweifel sein Leibgeding in Wien als Lohn und als Rücktritt von der Arbeit auffassen. Er hat an dem 1217 vollendeten Kreuzgange mitgearbeitet und starb hochbetagt vor 1246.

Herzog Friedrich der Streitbare nahm Wichildis, der Witwe des Magisters Johannes, das Haus gewaltsam weg, doch wurde es nach dem Tode des Herzogs der Leibgedingsinhaberin, bzw. dem Kloster Zwettl wieder zurückgestellt.

Als das Zwettler Haus der beabsichtigten Chorerweiterung

weichen mußte, wurde den Eigentümern eine Entschädigung von 50 Mark Silber zugesprochen. Dem Zwettler Abt erschien diese Summe als weitaus zu gering, doch geduldig ertrug er das von der Stadt an ihm verübte Unrecht. Im übrigen war jener Abt Ebro (1273 bis 1304) ein sehr genauer und vorsorgender Herr, der alles peinlich verzeichnen und in ein Buch ~~eintragen ließ, nach~~ eintragen ließ, nach seinem Einbände die Bärenhaut genannt, - ein überaus wertvolles Quellenwerk.

Nach dem genauen und gewissenhaften Bearbeiter der Zwettler Urkunden, dem Kunsthistoriker Pater Benedikt Hammerl, hätte als frühester Zeitpunkt des Chorumbaues der Februar 1304 zu gelten. Ueber den Chorumbau, die Verdrängung des Zwettler Hauses, handelt ausführlich der Wiener Universitätsprofessor, Zisterzienser von Heiligenkreuz, Dr. Wilhelm Neumann, in der Geschichte Wiens des Wiener Altertums Vereines. Was die Haltung der Stadtverwaltung betrifft, sei darauf hingewiesen, daß damals die Tendenz in den Städten sich dem geistlichen Hausbesitz sehr wenig freundlich zeigte, ja man versuchte, dem Ueberhandnehmen des geistlichen Besitzes, der zu den Kosten der Stadtverwaltung wenig oder gar nichts beitrug, nach Möglichkeit zu steuern.

So sahen sich nun die Mönche von Zwettl gezwungen, sich um ein anderes Heim umzusehen. Sie ließen sich die Gelegenheit, das nahe gelegene ehemalige Greifensteiner Haus am Stephansfreithof zu erwerben, nicht entgehen. Abt Ebro kaufte also das Gebäude, das von da an "Zwettlhof" genannt wurde, doch konnten sich die Zwettler auch dieses Besitzes nicht allzulange erfreuen.

Nicht ganz sechs Jahrzehnte später ging Herzog Rudolf IV. daran, das Domkapitel zu St. Stephan zu stiften. Die Verhandlungen mit dem heil. Stuhl zu Rom hatten viele Monate gedauert (s.S. 455). Da der Herzog für den Propst und die 24 Kanoniker Wohnungen brauchte, war er eifrig bemüht, für die Domherren sol-

che zu beschaffen. Der Zwettlhof schien ihm besonders dafür geeignet. Er ließ das Gebäude abschätzen und erwarb es laut des von Abt Otto am 1. Mai 1361 ausgestellten Verkaufsbriefes um den Preis von 500 Pfund Wiener Pfennige (Urkunde im Archiv des Wiener Domkapitels). Der Landesfürst zahlte aber diese Summe nicht bar, sondern wies den Mönchen von Zwettl ein Haus auf dem Graben an, das dem Chunrat Urbetsch gehört hatte und das vorher vom Wiener Magistrate auf den gleichen Wert geschätzt worden war.

Laut einer Urkunde vom 22. Juli 1361 verpflichten sich Abt Otto und der Konvent "dacz Twetel des Ordens von Cytels" zum Danke für die von Herzog Rudolf IV. empfangene Hilfe, vornehmlich für eine Gabe von 400 Pfund, für denselben bei dessen Lebzeiten am Vorabend vor Allerheiligen, nach seinem Tode aber an seinem Sterbetage einen ewigen Jahrtag zu begehen; auch soll der Abt alljährlich auf St. Jorigen Tag in der Stephanskirche zu Wien auf dem "fron altar" die Fronmesse halten in seiner "aptleichen geczier" und am selben Tage dem Pfarrer daselbst, solange der "Tum" nicht aufgerichtet ist, 26 Lebzelten von je 6 Pf. Wert geben, nach Errichtung des "Tum" aber 2 Lebzelten dem Propst und 24 den Chorherren.

Auch das für den Zwettlhof auf dem Graben eingetauschte Haus (s. Band I, S. 79) befand sich nur vorübergehend im Besitze des Zwettler Stiftes, doch fallen die weiteren Geschicke der Zwettler auf Wiener Boden nicht mehr ~~we~~ in den Rahmen dieses Bandes.

Herzog Rudolf ließ den Zwettlhof, der den Namen beibehielt und ihn noch heute führt, umgestalten und räumte jedem Domherrn ein Zimmer und eine Kammer ein. Der Hof verblieb von nun an Eigentum des Domkapitels.

Am 12. Juni 1420 erfuhr er eine Erweiterung dadurch, daß Herzog Albrecht V. dem Kapitel die Brandstatt "in der Wollezeil" ze nächst an unsern Münshof" überläßt (s. Situationsplan, Abb.

134, ~~nach S. 559~~ *im Jahre des Brandes im Jahre 1566*).

1566 war auch schon das gleichfalls an den Münzhof (Band IV.^{*)}, S...) anstoßende, zwischen dieser damals schon verbauten Brandstatt und dem Stephansfreithof gelegene Haus "zum grünen creucz" (alt Nr. 870) als "geistlicher Besitz" ausgewiesen (Berichte und Mitteilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Band X, S. 152), daher jedenfalls in der Zwischenzeit an das Domkapitel gefallen oder von diesem erworben worden.

Der gegen die Wollzeile zu gelegene Teil des Hofes hatte früher nur ein Stockwerk und wurde bei dem großen Brande am 21. April 1627 neben andern Häusern ein Raub der Flammen, aber wieder aufgebaut.

Als Bischof Wolfrath sich anschickte, den ehemaligen Dompropsthof (s. Stephansplatz Nr. 7) zu einer bischöflichen Residenz umzugestalten, begehrte er von dem Domkapitel zur besseren Ausnützung und Erweiterung des künftigen Bischofshofes einen Teil des anstoßenden Zwettlhofes, wo der Domdechant seine Wohnung hatte, nämlich "unter dem Ziegeldach so nächst an den Bischofshof gegen den Freithof hinaus bis hinter an das Haus, das Schöntor genannt, anliegt, begriffen ist", - gegen eine Summe Geldes, um damit ein neues Gebäude für den Dechant aufzuführen zu können. Es kam wohl zu einer kommissionellen Besichtigung, doch willigte das Kapitel nicht ein:

Abgesehen von den stiftbrieflichen Bestimmungen habe das Kapitel keine Mittel für den Neubau; während des Baues könnten die Domherren auch den vorgeschriebenen Gottesdienst nicht verrichten. Diese Wohnung sei vermöge der Stiftung dem jeweiligen Dechant bestimmt und derart gelegen, daß der Dechant, wenn er auch wegen des Alters und der Gebrechlichkeit die Domkirche nicht besuchen könne, von seinem Zimmer aus wahrnehmen könne, ob die Domherren in die Kirche kommen. Auch erblicke er sämtliche damit verbundenen Wirtschaftsgebäude (Keller, Getreidekästen,

^{*)} *im Jahre des Brandes*

u.s.w.). Bei einer Transferierung der Dechantswohnung in einen andern Hof müßte die Wirtschaft Schaden leiden.

Bis zum Jahre 1793 bestand im Zwettlhof auch ein Weinausschank, der sich großen Zuspruches erfreute. Das Kapitel besaß reichen Besitz an Weingärten in der Umgebung Wiens. 1646 zählte man 134 Viertel solcher Weingärten; nach der Türkenbelagerung im Jahre 1683 war die Zahl auf 85 Viertel zusammengeschrumpft, doch erhielt sich dieser Besitz bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Nach einem Ausweise aus den Jahren 1776 bis 1782 wurde im Zwettlhof um 86.948 Gulden Wein ausgeschenkt, also durchschnittlich jährlich um 12.431 Gulden, den Eimer zu 4 fl 12 kr. gerechnet. Nach den Instruktionen für den Kellermeister, hatte dieser sich die Erhaltung einer guten Ordnung angelegen sein zu lassen, sohin alles außerordentliche Lärmen und Geschrei, sonderheitlich aber das Raufen und Schlagen unter den Gästen im Keller, wie auch nachts über die gewöhnliche Zeit die Gäste im Keller nicht zu dulden, sondern den Keller zur rechten Zeit zu sperren und nach Beendigung des Schankes dem Kommissär Rechenschaft zu legen.

Den verschiedenen Unfugen, die beim Weinschank in öffentlichen Kellern ausgeübt wurden, suchte die am 12. Mai 1781 eingeführte Kellerschankordnung zu steuern. 1783 ordnete Kaiser Josef II. die Einstellung des Weinschankes in Klöstern und geistlichen Häusern an, mußte aber feststellen, daß die Verordnung nicht beachtet wurde und der Unfug fortbestand. Dem Domkapitel wurde nun gestattet, den Wein in Gebinden abzugeben, den offenen Ausschank und die Trinkstuben hingegen aufzulassen. Ein Gesuch des Kapitels um Aufhebung dieser Verordnung wurde abgeschlagen.

Da infolge dieser Beschränkung des Weinausschankes und der in Aussicht stehenden Tranksteuer, der Ausschank keinen besonderen Nutzen mehr abwarf, beschloß das Kapitel, den Weinschank ganz aufzugeben und die vorrätigen Weine und Kellereinrichtungen zu

verkaufen. So wurden 1793 auch sämtliche Weingärten veräußert.

Im Laufe der Jahre wurde der Zwettlhof wiederholt restauriert. Kaiser Josef hatte befohlen, daß die vor der Stephanskirche stehenden Häuser und die am Stephansfreithof aufgestellten Hütten weggeräumt und die Domherrenhöfe nach den vorgelegten Plänen (!) auch zum Zwecke einer besseren Verwertung und Nutznießung umgebaut werden sollen. Er erlebte es nicht mehr, denn erst nach seinem Tode zwischen 1792 und 1803 fielen die der Westfront des Domes vorgelegten Häuser und alles andere blieb überhaupt beim alten.

Ende der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts wurde die Sache wieder aktuell, als die Postverwaltung den Zwettlhof in ihren Besitz bringen wollte, um hier auf einen möglichst zentralen Platze die Post unterzubringen. Das Domkapitel wehrte sich sehr energisch dagegen, vielleicht auch mit Rücksicht auf die Störung des Gottesdienstes, mindestens der Prozessionen, die zu jener Zeit sehr häufig waren. Die geistlichen Herren wendeten sich sogar an den Kaiser, der ihren Wünschen nachkam und bald darauf den Umbau der alten Domherrenhöfe durch das Kapitel selbst bewilligte.

Das Drängen des Magistrates auf Regulierung des Stephansplatzes und die Anwartschaft auf ein besseres Erträgnis beim Umbau der Objekte, die ohnehin schon bedenkliche Zeichen der Bau-fälligkeit an sich trugen, wirkte auf die Inangriffnahme der Arbeiten beschleunigend. Die Baukosten waren für den Zwettlhof mit 276.000 Gulden veranschlagt. Bei dem Neubau mußte das Domkapitel nach der Baulinienbestimmung einen Grundstreifen am Stephansplatz im Ausmaß von 26 Klaftern, 1 Fuß, 8 Zoll, abtreten, wofür ihm eine Vergütung von ~~22~~ 8450 Gulden C.M. aus dem Stadtsäckel gegeben wurde. Demnach wurde der Quadratklafter nächst dem Dome damals zu 300 Gulden Conventionsmünze gerechnet.

Nachdem man sich darüber geeinigt hatte, konnte 1839 mit

dem Abbruch des alten Hofes begonnen werden, dessen Ansicht uns in Abb. 141 erhalten geblieben ist. Links rückwärts sehen wir die Katharinenkapelle mit dem kleinen Türmchen, das die Jahreszahl 1815 trägt, jedenfalls das Jahr der letzten Renovierung.



In den Trakten beiderseits der Kapelle befanden sich die Wohnungen der Domherren, zu deren Gemächern enge Stiegen führten, die durch massive Eisengitter abgeschlossen waren. In den eben-

erdigen Räumlichkeiten war die k.k. Briefpost untergebracht. Auch Holzhütten und größere Kaufläden umsäumten den Hof, darunter die Verlagshandlung der Sollinger'schen Buchdruckerei; dort hatte auch Binz (gest. 1824), der damals berühmteste Antiquar Wiens, der die größten Vorräte besaß, seinen Verkaufsladen aufgeschlagen.

Gelegentlich des Abbruches des Gebäudekomplexes (alt Nr. 868 und 870), der erst 1842 beendet war, wurden leider auch Gegenstände der Katharinenkapelle der Zerstörung überlassen, wobei Glasgemälde aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und ein sehenswertes Altarbild spurlos verschwunden sind.

1843 wurde nach Plänen des Baumeisters Leopold Mayer das gegenwärtige, vier Stock hohe Gebäude aufgeführt (verbaute Fläche 2675 qm mit 25 Wohnungen), das durch zwei öffentliche Passagen die Wollzeile mit dem Stephansplatz verbindet.

Das anschließende Gebäude (S t e p h a n s p l a t z Nr. 7, bzw. Rotenturmstraße Nr. 2, Wollzeile Nr. 2,- alt Nr. 869) ist der Bischofshof, die Residenz der Wiener Bischöfe und Erzbischöfe.

Die Geschichte dieses Hauses reicht bis auf den ältesten Pfarrhof von St. Stephan zurück, der schon unter dem erten Pfarrer der Kirche, Eberhard Huber (s.S.⁴⁵⁴) 1147 (?) Erwähnung findet. Dieser Pfarrhof,- freilich nur ein bescheidener Teil der Grundfläche des heutigen Gebäudes,- befand sich mehr gegen die Wollzeile zu. Nach mehrfachen Brandschäden schließlich vernichtet, baute ihn Pfarrer Gerhard (s.S.⁴⁵⁵) wieder auf und fügte ihm die Achatiuskapelle zu. Hof und Kapelle waren 1267 vollendet. Im gleichen Jahre war Wien der Schauplatz der historischen Wiener Kirchensynode, auch als Wiener Konzil bezeichnet, das von Papst Clemens III. einberufen worden war. In Vertretung des Papstes leitete Kardinallegat Guido, Kardinalpriester, zu St. Laurenzi in Lucina und Zisterzienserabt, die Verhandlungen, die drei Tage (10. bis 12.

Mai) in Anspruch nahmen und teils im Pfarrhofs zu St. Stephan, teils in der Stephanskirche selbst abgehalten wurden. Ihr Zweck war: die Kirchenzucht wieder herzustellen und die Sitten zu verbessern, die seit dem Tode Leopold des Glorreichen ungemein gelitten hatten.

Lazius erzählt, daß an diesem Konzil nebst vielen Prälaten, Aebten, Pröpsten, Archidiakonen, etz. auch 16 Bischöfe teilgenommen haben. Die Altaicher Annalen, die in dieser Hinsicht wohl als zuverlässigere Quelle gelten dürfen, wissen nur von 6 Bischöfen zu berichten. Außer dem genannten Kardinallegaten waren hiernach folgende Bischöfe anwesend: Johann von Prag, Peter von Passau, Konrad von Freising, Leo von Regensburg, der Gründer des Regensburger Domes und Bruno von Brixen.

Daß das für die Bistümer Salzburg, Passau und Prag einberufene Provinzialkonzil von 1267 nicht in einer von diesen Städten sondern in Wien abgehalten wurde, liefert einen Beweis für das hohe Ansehen und die politische Bedeutung, die Wien damals schon gewonnen hatte.

Das Ergebnis dieser Synode wurde in 15 Kapiteln zusammengefaßt, die sich mit der Lebensweise der Priester, der "Weltlichen" und des "gemeinen Volkes", der Seelsorge, den Pfründen und den Visitationen der Klöster, aber auch eingehend mit der Judenfrage befaßten. Besonders hinsichtlich der letzteren geben uns die gefaßten Beschlüsse interessanten Aufschluß.

Wir entnehmen daraus, daß der Juden ungewöhnliche Kleidung, ~~und~~ Stolz und Hochmut dermaßen überhand genommen", daß ihnen nun bestimmte Bekleidungsvorschriften gemacht wurden. So sollten sie einen gehörnten Hut, welchen etliche in diesen Landen aus Trevel abzulegen gewohnt haben, wiederum zu tragen anfangen, damit sie augenblicklich von den Christen mögen erkannt und unterschieden werden. Welcher Jude nun betroffen würde, daß er ohne dies Zeichen öffentlich unter die Leute gehen täte,

der soll von dem Herrn des Landes an Geld gestraft werden."

Damit sollten nur die alten Satzungen der Päpste hinsichtlich des für die Juden eingeführten ~~eingeführten~~ "gehörnten Hutes" in Erinnerung gebracht werden (IV. Lateranisches Konzil 1215).

Ferners wurde geboten, daß die Juden alle Gemeinschaft der Christen meiden, "als nämlich die Bäder, Stuben, Zechhäuser, Hochzeiten, Jahrmärkte, Gewerbshandel, Mahlzeiten. Sie sollen auch der Mägden, Knechten und Säuglingammen, ja der Christen Hilfe und Dienste nicht gebrauchen." Ferner sollen die Juden zu keinen öffentlichen Aemtern, Mauten oder Zöllen zugelassen werden. Die Christen sollen weder Fleisch noch andere Eßspeisen, so die Juden feil haben, von denselben kaufen, damit nicht vielleicht dadurch den Christen, welche sie für Feinde halten, mit "betrüglicher Arglistigkeit" Gift gegeben werde. Die Juden dürfen keinen kranken Christen besuchen oder bei ihnen die Arznei üben. Wenn ein Jude bei einer Liebschaft mit einem Christenweibe betreten würde, soll derselbe solange in das Gefängnis geworfen werden, bis daß er zur Strafe und Besserung aufs wenigste 10 Mark erlegt hat; ein Christenweib, das solchen verdamnten Unfug begehen und "ihr gelieben lassen würde", die soll mit starken Prügeln aus der Stadt hinausgeschlagen und von der Stadt ohne die mindeste Hoffnung wieder hereinzukommen, gänzlich verstoßen werden.

Ein Artikel richtet sich gegen den unziemlichen Wucher der Juden, ein anderer gebietet, "daß sie keine neue Synagoge oder Schule aufrichten; die alten, wenn es von nöten ein wird, mögen sie wieder verbessern und zurecht bringen, doch nicht weiter köstlicher oder höher machen.

Die Juden sollten an die Pfarreien nicht nur den Zehnten, sondern auch die Stolagebühren gleich den christlichen Anwohnern entrichten. Kein Jude darf Fleisch zur Fastenzeit öffentlich nach Hause tragen, noch auch mit ungelehrten Christen über Sa-

chen des Glaubens streiten. Wird das Allerheiligste ausgetragen, so sollen sich die Juden, sobald sie das Glöcklein hören, sogleich in ihre Häuser begeben und Türen und Fenster verschließen; am Karfreitag aber soll es keinen Juden erlaubt sein, sich auf der Straß sehen zu lassen.

Die den obigen Beschlüssen angehängten Strafen sind nicht so arg, wie sie dem damaligen Zeitalter nach hätten sein können. Dazu wurden diese Beschlüsse in der Wirklichkeit nicht einmal recht durchgeführt. Der damalige Landesherr, der böhmische König Ottokar, betrachtete sie als einen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte; auch war er über die Mahnung des Konzils an die Fürsten verstimmt, dem jüdischen Wucher ein Ende zu setzen. Als Protest gegen die aufgestellten kirchlichen Satzungen verlieh er den Juden sogar am 23. August 1268 ein neues Privilegium, in dem alle ihre bisherigen Rechte wieder anerkannt wurden. So blieben denn die kirchlichen Maßregeln für die Juden ohne fühlbare Auswirkung. Die aber scheinen sich unter Ottokars Regierung recht wohl befunden zu haben.

Schlagers Wiener Skizzen aus dem Mittelalter weisen auf die irrige Ansicht hin, daß sich in der Wollzeile, - entweder im Pfarrhof selbst oder neben diesem, - das älteste Rathaus der Stadt Wien befunden haben soll. Er hält es wohl für unzweifelhaft, daß sich dort ein Rathaus befand, aber kein städtisches oder Bürgerrathaus, denn dieser Beisatz, der im Stile der Zeit liegt, ist in keiner der herangezogenen Urkunden enthalten. Es müßte doch wenigstens bis zum Jahre 1460, wo Lazius ein Rathaus in der Wollzeile anführt, irgend eine Spur davon in den städtischen Grundbüchern, in dem allgemeinen Gültbuch der Stadt Wien vom Jahre 1418 oder in dem seit dem Jahre 1422 geordneten detaillierten Rechnungswesen der Stadt vorkommen, wo sowohl das alte Rathaus "unter den Sattlern" (heute Tuchlauben Nr. 8) als das spätere in der Salvatorgasse und besonders die Baurepa-

raturen des letzteren häufig ersichtlich sind.

Es scheint daher dieses Rathaus in der Wollzeile bloß zum Behufe der geistlichen Konsistorialangelegenheiten und der Schuloberaufsicht hier bestanden zu haben.

Nach Errichtung der Propstei im Jahre 1365 wurde der bisherige Pfarrhof "Probsthof" genannt. Der letzte Pfarrer von St. Stephan, Leopold von Sachsengang (s.S.⁴⁵⁴) hatte noch vor Erhebung der Pfarrei zur Propstei neben der bereits bestehenden Kapelle eine zweite errichtet, für die er eine eigene Messe stiftete. Im Inventarium von 1562 sind diese beiden Kapellen deutlich geschieden. Die eine war dem hl. Andreas, die andere dem Märtyrer Achatius und den 10.000 Rittern gewidmet. Die immer wiederkehrende Behauptung, daß die letztere von Leopold von Sachsengang errichtete Kapelle aus der vom Pfarrer Gerhard 1267 erbauten Kapelle hervorgegangen sei, erscheint damit widerlegt.

Im Probsthof versammelten sich 1458 die Wiener Bürger, um Kaiser Friedrich III. und seinen Brüdern den Treueid zu leisten. Im gleichen Jahre hielten hier die österreichischen Landstände ihre Beratungen ab.

Obwohl Papst Paul II. schon am 18. Jänner 1469 seine Einwilligung zur Errichtung eines Wiener Bistums gegeben hatte (s.S.⁴⁶⁶), fand die eigentliche Einführung des neuen Bistums erst 11 Jahre später statt. Ab 1480 wird daher der bisherige Probsthof in "Bischofshof" umbenannt.

Da der Propst seine bisherige Wohnung dem Bischof abtreten mußte, kaufte Kaiser Friedrich ein Haus in der Weihburggasse und bestimmte es als Dompropsthof mit allen Freiheiten und Gerechtigkeiten, wo der Propst seinen Wein, sein Getreide, Zehent und Pergrechte unterbringen könne. Dazu gewährte er ihm das nötige Brennholz aus dem fürstlichen Wiener Wald und zwar zinsfrei. Auch durfte der Propst in seinem Hofe bis zu 10 Dreyling heurigen Wein steuerfrei ausschenken und noch einiges mehr.

Der Ankauf des Hauses in der Weihburggasse kam übrigens bis zum Tode Friedrichs nicht zustande. Kaiser Maximilian I. stiftete daher mit Widmungsurkunde vom 1. Dezember 1501 der Dompropstei ein anderes Haus (s. Band II, S. 871), das dann mit einem dritten vertauscht wurde; da aber auch dieses nicht entsprach, baute schließlich Bischof Khlesl 1609 in der Singerstraße gegenüber dem Kloster St. Nikolaus ein Haus und bestimmte es zum beständigen Wohnsitze der Dompröpste. 1753 wurde es vom Dompropst Marxer erneuert. Die Dompröpste wohnten hier bis 1770. Dieses Haus, das eine Front dem Franziskanerplatz (Nr. 2) und eine der Singerstraße (Nr. 22) zukehrte, trug das Wappen Khlesls.

Als nach dem Tode Mathias Corvinus' im Jahre 1490 die ungarische Herrschaft, die fünf Jahre über Wien gelastet hatte, zusammengebrochen war und Erzherzog Maximilian, der spätere Kaiser, am 19. August 1490 in dem befreiten Wien seinen Einzug hielt, war ihm die Burg seiner Väter noch verschlossen, da sie von Corvins Kriegern, deren letztes Häuflein sich dorthin zurückgezogen hatte, besetzt war. Maximilian nahm daher während dieser Zeit im Bischofshof seinen Aufenthalt.

1515, als anlässlich der berühmten Doppelhochzeit von Maximilians Enkeln mit den Kindern Wladislaws II. von Ungarn und Böhmen (s.S. 277) die damalige Burg für die vielen hohen Gäste sich als viel zu klein erwies, wurde die Residenz des Königs von Polen in den Bischofshof verlegt.

Schon unter Bischof Wertwein (1553) war der Bischofshof so baufällig geworden, daß er neu gebaut hätte werden sollen, doch waren keine Mittel hierfür vorhanden, da Wertwein bei seinem Amtsantritte bedeutende Schulden, aber nur 1700 Gulden Bargeld und 1200 Eimer Wein im Bischofshofe vorfand. So blieb alles beim alten. Als aber unter Bischof Kaspar Neubeck der Hof durch ein Nachbarfeuer weiteren Schaden erlitt, mußte sich Neubeck trotz

der noch immer trostlosen Finanzlage des Bistums 1579 zu einer Erneuerung des Gebäudes entschließen, kam aber damit nicht weit. Erst Khlesl war es vorbehalten, die traurigen Finanzen des Bistums in Ordnung zu bringen und an eine ernstliche Erneuerung des Bischofshofes denken zu können. In einem Berichte heißt es damals von dem Hofe: "welche Wohnung bisher der Statt mehr schimpflich als ruhmlich gewesen und dieses Hauss war mehr einer alten eingefallenen Scheuer als einem Hause.." (Archiv des fürsterzbischöfl. Ordinariats, Klesl 1617 April 26).

Als Khlesl 1611 mit dem Bau begann und den Rat der Stadt um eine Beisteuer ersuchte, schenkte dieser das Haus "beim schönen Tor" in der Wollzeile. Obwohl auch Khlesl selbst auf den Bau 30.000 Gulden verwendet hatte, war doch nur ein Flickwerk, was zustande kam.

In dem alten Gebäude befand sich auch eine Apotheke, die 1594 auf eine etwas merkwürdige Art dorthin gekommen war. Andreas Stark hatte sich damals ohne zu fragen, diese Apotheke im Bischofshof eingerichtet. Dank seiner Verbindung setzte er es durch, daß er die zehnte freie Apothekergerechtigkeit erhielt, setzte sich ferner durch eine Zahlung von 10 Talern mit den Apothekern auseinander und konnte so die Apotheke behalten, die bis ins dritte Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts dort verblieb.

Khlesl hatte den Gedanken eines Neubaus ~~ernstlich erwogen~~ des nur notwendig zusammengeflickten alten Bischofshofes ernstlich erwogen. Etwas unfreiwillig kam ein großer Brand, der den Hof so ziemlich zerstörte, dieser Idee entgegen und unter Khlesls Nachfolger, dem Fürstbischof Wolfrath (s.S.⁴⁹⁹) wurde sie auch ausgeführt. Der Bau wurde 1631 begonnen und unter Wolfraths Nachfolger, dem Bischof Grafen Friedrich Philipp Breuner (s.S.⁵⁰¹) auch vollendet. Der Kaiser spendete zu dem

Bau 700 Stämme Holz und 72 Zentner 80 Pfund Neusohler Kupfer.

1640 war auch der an der Ecke gegen die Wollzeile gestandene alte Wehrturm demoliert und dessen Platz mit zum Baugrund des neuen Bischofshofes einbezogen worden. Zur Verbauung des Platzes hatte Kaiser Ferdinand II. 100.000 Reichstaler gespendet.

Der Ueberlieferung nach sollen die Brüder Giovanni und Sigismondo Coccapani die Baumeister gewesen sein. Allerdings wissen die ziemlich ausführlichen Lebensnachrichten der beiden Baukünstler über einen Aufenthalt derselben in Wien nichts zu berichten. Der Bau selbst mütet innerhalb unserer Baukunst als vornehmer Fremdling an, doch bildet die Schlichtheit des Gebäudes mit seinen reinen italienischen Formen eine anmutige und überraschende Bereicherung des Wiener Stadtbildes.

Der höhere und reichere Ecktrakt gegen die Wollzeile gehört einer Modernisierung unter dem ersten Erzbischof, Sigismund Grafen Kolonitz an (1728).

Der anmutige Hof (Abb. 142) ist von schönen Laubengängen umgrenzt. Seine Mitte ziert ein hübscher Brunnen. Eine Gedenktafel erinnert an die Verdienste des Bischofs Wolfrath, über dessen Veranlassung der Umbau begann.

Wolfrath hatte aber nicht nur für den äußern Bau des Hauses Sorge getragen; er hielt auch strenge Ordnung im Innern desselben. So erfahren wir zunächst aus einem Verzeichnis, das er anlegen ließ, die damaligen Inwohner; da waren aufgezählt: "9 Priester, 3 Diener, 1 Köchin und 1 Dirn, der Notarius sammt einem Diener. Der Hofmeister (Wirtschaftsdirektor) samt seinem Weib und 3 Kindern, auch 4 Dirn. Der andere Zechethandler (d.h. der Einsammler der bischöflichen Zehente), 1 Remanenzer (Beamter der bischöflichen Kanzlei), 1 Hofschreiber, 1 Kelner (d.h. Küchen- und Kellermeister), 1 Weingartknecht, 1 Hausknecht, 9 Wagen- und Gutschiknecht (d.h. Kutscher) und 2 Pfister (Bäcker)", denn im Bischofshofe wurde das Brot selbst gebacken.

Nicht nur interessant, sondern auch lehrreich ist die Instruktion, die er für seinen "Kuchlmeister" entwarf, da wir durch sie Einblick in ein altes herrschaftliches Haus gewinnen



und sehen können, wie in Alt Wien vor 300 Jahren gelebt, gewirtschaftet und gegessen wurde. Diese Instruktion Wolfraths hatte 17 Punkte. In den ersten wird dem Kuchlmeister auf-erlegt, einen erbaulichen und guten Lebenswandel zu führen, seinem Herrn treu zu sein und dessen Ehre stets zu verteidigen. Im vierten Punkte wird ihm aufgetragen, das notwendige Wirtschaftsgeld allmonatlich vom Hofmeister in Empfang zu nehmen, täglich über die Ausgaben Rechnung zu führen

und sie dem Fürstbischof allmonatlich vorzulegen. Im fünften Punkt wird ihm die Aufsicht über die Weinkeller übertragen. Ueber die Extraweine, die nur zu Tafeln kommen, soll er eigene Rechnung führen. 7. Die leeren Fässer soll er aus dem Keller schaffen, damit sie nicht verderben. 8. Er soll sich wöchentlich erkundigen, was an Lebensmitteln von den bischöflichen Gütern zu haben ist, damit man es dort nicht billig verkaufe und der Kuchlmeister es dann teuer auf dem Märkte einkaufe. 10. Auch Schmalz zu kaufen, wird ihm untersagt, da es von den bischöflichen Gütern kommt, auch "Putter, Salz, Mehl, Gersten, Arbeiss, Lünssen, Essig und Spöckh". Wein darf er nicht ohne

schriftliche Erlaubnis begehren. 11. Auch für Hey und Strey der bischöflichen Leibbrosse hat er zu sorgen. 13. Er soll auf den Markt gehen und sich um die Preise erkundigen, auch darum, ob manches an Markttagen nicht im Grossen billiger zu haben ist, damit der Einkäufer es nicht billig einkaufe und dann teurer aufschreibe. 14. Der Kuchlmeister soll das Gewürz monatlich beim Kaufmann einkaufen, mit Ausnahme von "Lemoni, Pomeräntschen oder anderm, was sich nit so lang aufhalten last". 15. Aus dem Ziergarten darf nur für die bischöfliche Tafel etwas genommen werden. Uebrigbleibende Eßwaren dürfen nicht frei in der Küche herum stehen, sondern sollen eingesperrt werden. Auch soll Holz nicht überflüssig verbrannt werden, nur damit die, welche die Asche (an Aschenmänner) verkaufen, mehr Nutzen haben. 16. Fremden und Dienern ist das Ein- und Auslaufen in der Küche nicht gestattet, ebensowenig den Dienern ein Extrafrühstück oder Extrajause zu geben. Der letzte Punkt der Instruktion enthält schließlich noch eine umfangreiche Speiseordnung: An der ersten Tafel (der Edelleute Tafel) speisen: der bischöfliche Hofmeister, zwei Kapläne, der Kuchlmeister selbst und drei Kammerdiener (Rechnungsbeamte des Bischofs), also sieben Personen. Die zweite Tafel war die Dienertafel. An ihr saßen der Einkäufer, die vier Lakaien des Bischofs, drei Gutschi, zwei Sesseltrager (Sänftenträger) und der Torwärtl; also 11 Personen.

Die erste Tafel war natürlich reichhaltiger beschickt als die zweite; gut gegessen haben sie aber beide; auch abwechslungsreich. Donnerstag und Sonntag gab es Braten, die Fasttage (Freitag) ausgenommen, stets Fleisch. Aus der Bestimmung, daß an Fleischtagen für den ganzen Hausbedarf nicht mehr als 24 Pfund Fleisch aufgehen sollten, läßt sich auch unter Berücksichtigung des nachangeführten Küchenpersonals und einiger anderer Personen, die noch aus dem auf Seite 435 angeführten Personalstand des Bischofshofes hinsichtlich der Verpflegung hinzugekommen sein

mögen, - leicht errechnen, daß pro Kopf und Tag weit mehr als ein halbes Pfund entfiel. Für uns, die wir von Fleischmarken leben müssen (wenigstens gegenwärtig), klingt das freilich wie ein Märchen. *Und das müßte ein fünfzigjähriger Krug sein!*

Auch das Freitagsmenu ließen wir uns gerne vorsetzen: "Suppen, Stockfisch, 2 frische Fisch, Khraudt, etwas vom Teig oder Eier". Abends: "Khäß, Mandl oder Zibeben, Sallat, Nuß, Aepfel oder Pirn"

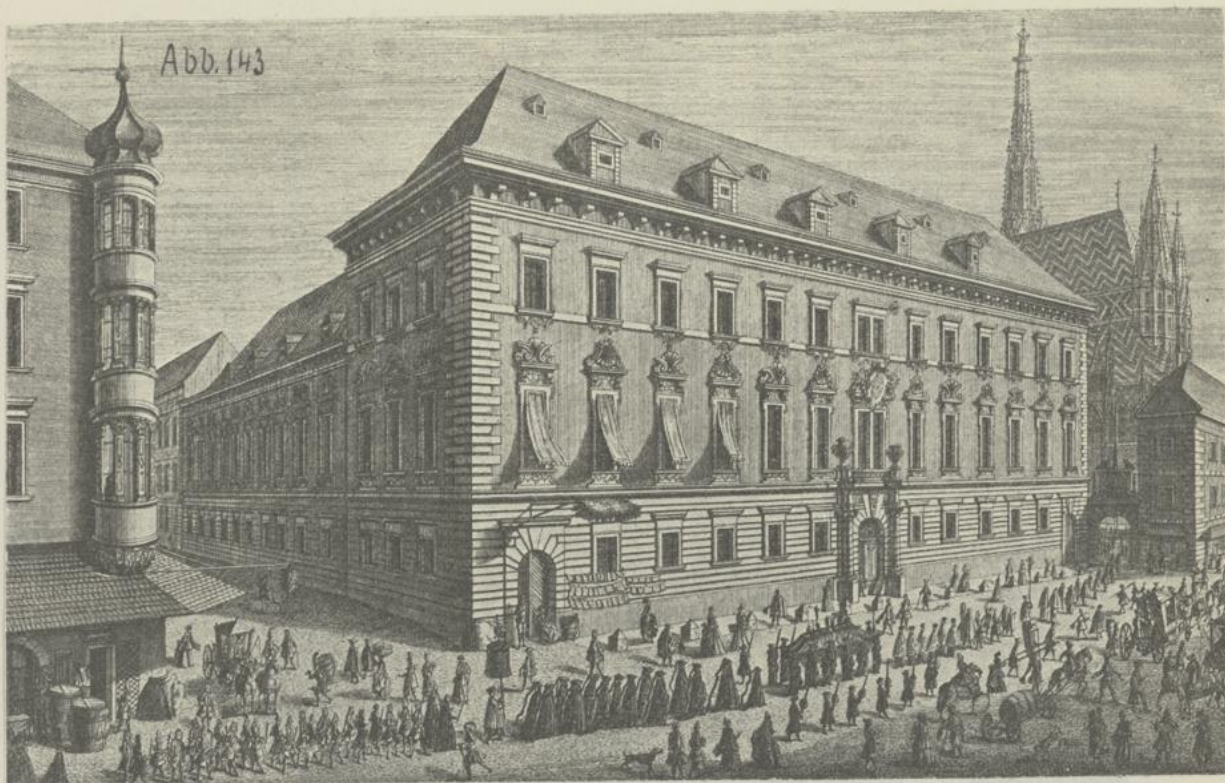
Zum Schluß heißt es: "Die Kuchl-Partei, als auch der Mundtkoch, Köchin und die Kuchldirn sollen ihren Tisch, wie auch der Edelleut-Tafeldecker sambt dem Toferl (wohl so eine Art Kuchllehrling oder Piccolo), welcher mit dem Einkäufer auf den Markt gehet, von den überbleibenden Speisen in der Kuchl haben".

Und da zu einem guten Essen auch das entsprechende Getränk gehört, bekamen an Weinrationen jeder von den "Edelleuten" $1\frac{1}{2}$ Achter, der Mundkoch 1 Achter, 2 Seidel, ebensoviel die Köchin; die Kuchldirn, der Kuchlbub, der Ofenheizer und der Toferl je 2 Seidel täglich. Die über den Wirtschaftshaushalt im Bischofshof gemachten Angaben sind entnommen: Ernst Tomek "Spaziergänge durch Alt-Wien, S. 106/109.

Als im Jahre 1723 das Bistum Wien zum Erzbistum erhoben wurde (s.S.513.), machte diese Rangerhöhung auch der Name des Hofes mit, der von da ab als erzbischöfliche Residenz oder erzbischöfliches Palais bezeichnet wurde. Um diese Zeit wurden auch einige bauliche Veränderungen, bzw. Verschönerungen im Innern des Hauses durchgeführt. 1716 wurde das Treppenhaus mit der barocken Steinbalustrade im zweigeschossigen Haupttrakt eingebaut. Aus der gleichen Zeit rühren die Stuckdecken in den nunmehr der Unterbringung des Diözesanmuseums gewidmeten Räumen her.

Die Außenansicht des Gebäudes zeigt Abb. 143. Links die Wollzeile, in der Mitte Straßenfront des Bischofshofes (Rotenturmstraße, damals Bischofsgasse genannt), rechts das auf den Stephansfreithof führende Mesnertor und anschließend das Mesner-

und Barleierhaus.



1869 wurden die ebenerdigen Räumlichkeiten der Domseite zu geräumigen und schönen Verkaufsläden umgestaltet; 1936 wurde ein Teil der Westfront (Rotenturmstraße) einer ähnlichen Umgestaltung unterzogen. (s. Abb. 144).

Der von Wolfrath durchgeführte Neubau enthielt statt der beiden im alten Gebäude befindlich gewesenen Kapellen (s. S. 432) nur eine einzige, die bereits 1638 fertiggestellt war und em hl. Andreas geweiht wurde. Ihr Chor springt in gotischer Weise erkerartig aus der Front des Gebäudes heraus. Gelegentlich der Neuaufstellung der Sandsteinaltäre im Jahre 1934 wurde die Kapelle einer völligen Wiederherstellung nach Entwürfen von Karl Holey, Johann Popp und Justus Schmidt unterzogen. Reich gegliederte Stuckdecke. Der Zugang in die Kapelle geschieht vom Hofe aus, rechts unter den Arkaden.

Der Hochaltar ist ein moderner gotischer Flügelaltar. Im Schrein Figur des hl. Andreas (von Franz Erler 1885). Auf vier Flügeln zwölf Darstellungen von Heiligen; österreichischer Meister um 1430 (Näheres s. Führer durch das Erzbischöfliche Dom-

und Diözesanmuseum in Wien, 1936, S. 65/66.)

Das Altärchen war früher als St. Andreas Altar im linken Seitenschiff des Domes aufgestellt gewesen und wurde 1933 hierher übertragen (s.S. 222).



ERZBISCHÖFLICHES PALAIS UND STEPHANSDOM

Abb. 144

Ueber dem Altar gotisches Baumkreuz aus dem Dom zu St. Stephan, Holz, frühes 14. Jahrhundert. Das frühere Hochaltarblatt der Kapelle von Leopold Kupelwieser (1834), den hl. Andreas darstellend, hängt jetzt im ersten Saale des Diözesanmuseums.

Der Altar an der rechten Seitenwand zu Ehren der hl. Mutter Anna, geweiht 1512 (s. Abb. 145), stand ursprünglich in der Sakristei von St. Augustin in Wien, später in der dortigen Gruft und wurde nach Konservierung durch den Bildhauer Hohl 1934 hier

aufgestellt.

Mittelschrein: Heilige Anna selbdritt, auf den beiden Flügeln die hl. Barbara und Katharina. Im Aufsatz zwischen Jonas und der



Abb. 145 Altar der heiligen Anna, geweiht 1512, aus St. Augustin, Wien I. (St.-Andreas-Kapelle).

hl. Margaretha Relief der Verkündigung an Joachim. Die stark beschädigte Predella zeigt eine Anbetung der hl. drei Könige. Der Altar ist eine Stiftung des Ehepaares Jonas Kumpf und der Margarethe, geb. Ernst (Leihgabe der Pfarre Augustin).

Der Altar an der linken Seitenwand zu Ehren des hl. Valentin (aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts) stammt aus der Kirche St. Peter in Wien und war mutmaßlich in der St. Valentinskapelle der alten Peterskirche (s. Band I,

S. 177), zuletzt in der Gruft aufgestellt.

Mittelschrein: Hl. Bischof Valentin, zu dessen Füßen drei Pestkranke; zu beiden Seiten die Pestpatrone Rochus und Sebastian. Darüber Tympanon mit Marienkrönung.

Rückwärts: Mittelstück eines Barbara Altars, gleichfalls aus St. Peter. Stiftung des Wiener Salzamtmannes Johann Oeder (s. Band I, S. 92 und 95), 1510. Enthauptung der hl. Barbara.

Rechts vom Hochaltar: Relief "Kreuztragung Christi" (1558).

Ueber dem Eingang Barockbild: Heiliger Leopold auf einer von Engeln getragener Wolke kniend, unten Abbildung der Stadt Wien, von der Leopoldstadt aus gesehen. Bis 1905 am Leopoldi Altar der Domkirche (aus der Werkstatt Martino Altomontes, gest. 1745).

Rechts: Marter des hl. Andreas, 17. Jahrhundert;

links: hl. Nikolaus von Toledo, hl. Thomas von Jesus, Hieronymitaner im Escorial, von Karl Skreta (1605 - 1674).

Diese, wie auch die nachstehenden Angaben sind dem "Führer durch das Erzbischöfliche Dom- und Diözesanmuseum in Wien", 1936, entnommen. Dort noch näheres hierüber.

Seit Juni 1933 bildet die Kapelle einen Teil der Ausstellungsräume des ~~erzbischöflichen~~ in den Repräsentationssälen des Palais eingerichteten Museums. Der Wunsch, ein solches zu schaffen, läßt sich bis in die Regierungszeit des Kardinal-Erzbischofs Josef Othmar von Rauscher (1853 - 1875) zurückverfolgen. Kardinal Erzbischof Friedrich G. Piffl suchte diesen Wunsch in die Tat umzusetzen, erlebte aber dessen Erfüllung nicht mehr. Die Durchführung bildete eine der ersten Entschliessungen seines Nachfolgers, des Erzbischofs Kardinal Dr. Theodor Innitzer. Die Einrichtung geschah unter Leitung des Monsignore Popp, der mit unermüdlichen Eifer viel Wertvolles zusammentragen konnte. Durch Kunstgegenstände aus Pfarren der Erzdiözese, die nicht mehr zu kirchlichen Zwecken verwendet werden, wurden die Bestände des Museums erweitert und dieses zu einem Sammelplatz alter christlicher Kunst ausgestaltet. In der Gemäldesammlung des Museums, deren Schwerpunkt in den Tafelbildern des ausgehenden Mittelalters liegt, konnte eine ganze Reihe von bisher unzugänglichen Hauptwerken dauernder Besichtigung zugeführt werden. Darunter befindet sich auch das Bild Herzogs Rudolf IV. des Stiflers (Abb. 146), das bis ins 17. Jahrhundert im Chore des Domes hing, dann aber Inventarstück der Schatzkammer bildete. In den letzten Jahrzehnten war es im Kapitelarchiv verwahrt. Die Tafel ist das älteste selbständige Bildnis der deutschen Kunst und ein allein dastehendes Denkmal österreichischer Tafelmalerei aus den Sechzigerjahren des 14. Jahrhunderts (J. Wilde, Kirchenkunst, 1933).

In der Sammlung sind die bedeutendsten Namen durch Origin-

nalwerke vertreten, so Lucas Cranach (Abb. 147), Tobias Pock, Johann Spillenberger (Abb. 148), Martino Altomonte, J.M. Rottmayr, Michelangelo Unterberger, Paul Troger, M.J. Schmidt (Kremser Schmidt), Anton Franz Maulpertsch, L.F. Schnorr von Carolsfeld, Eduard von Steinle, Josef Ritter von Führich, Leopold Kupelwieser, Friedrich von Amerling u.a.



Abb. 146 Rudolph IV. der Stifter.
Zeitgenössisches Bildnis im Dom- und Diözesanmuseum.

Auch eine beachtliche Zahl alter, wertvoller Skulpturen aller Stil-epochen hat das Museum aufzuweisen. Gleich ~~hervor~~ im Treppenhaus fällt der Blick auf eine herrliche Marmorplastik "Unbefleckte Empfängnis Mariä" (Abb. 149) aus der österreichischen Barockzeit (etwa 1700) in der Art des Peter Strudel.

Der Schwerpunkt dieser Sammlung wurde in

die gotische Abteilung und in den repräsentativsten Raum verlegt. Hervorragende Werke der deutsche Plastik zeugen hier von dem reichen und vielgestaltigen Können ihrer Schöpfer, deren Namen uns nur zum Teile bekannt sind.

Ein monumentales Werk ist die Schreinplastik eines verloren gegangenen Altars, die "Heilige Anna selbsdritt" darstellend (Abb. 150).

lend (Abb. 150), von Veit Stoß, Nürnberg, um 1510. Das Werk ist für den Frühstil des bedeutendsten Nürnberger Plastikers



Abb. 147 Lucas Cranach, „Weintrauben-Muttergottes“, Leihgabe der Pfarre Zistersdorf. (214)



Abb. 148 Johann Spillenberger († 1679), Gott Vater. Dom von St. Stephan. (215)

besonders charakteristisch und dürfte das Mittelstück des Hochaltars der Kirche von St. Anna in Wien gewesen sein.

Nicht mindervoll wertvoll und interessant ist die Ausstellung von Gegenständen des Kunstgewerbes und der Goldschmiedekunst. Zu den ältesten der zur Schau gestellten Monstranzen gehört die sogenannte "Prigglitzer ~~Katharina~~ Monstranz" aus Silber, teilweise vergoldet (Abb. 151). Im Gestänge zuoberst Christus als Schmerzensmann, dann die Mutter Gottes mit dem Kinde und den Heiligen Hieronymus und Christophorus, unten die Heiligen Andreas und Wolfgang. Auf dem Fuße graviert die heilige Anna selbsdritt, ein Bildnis des Stifters, des Pfarrers Hieronymus Neunberger von Prigglitz bei Gloggnitz, die Widmung, die Datierung 1515 und das emaillierte Wappen Neunbergers. Die Ueberlieferung berichtet, daß der Pfarrer, auf einem nächtlichen Versehgang von Wölfen bedroht, für die glückliche Errettung aus Lebensgefahr die Monstranz zu stiften gelobte.

Internationalen Rang nimmt das Totenkleid des 1365 zu Mailand verstorbenen Herzogs Rudolfs IV. des Stifters ein (s. Abb. 109, 110 nach S. 260; Text S. 262 - 264). Es ist erkannt als persischer, in der Zeichnung unter chinesischem Einfluß stehender Seidenbrokat, mit ursprünglich rotem und grünem Grund und in Streifen eingelegter Ornamentik und Inschrift aus



Abb. 149. Peter Strudel (?), Unbefleckte Empfängnis, Marmor, gegen 1700, Leihgabe der Familie Kommerzialrat Neumann, Wien I. (N. 109.)



Abb. 150. Veit Stöck, Heilige Anna selbdrift, Lindenholz, um 1510, Kirche St. Anna, Wien I. (N. 110.)

vergoldetem Silberdraht: geometrische Figuren wechseln mit Blumenranken, Pfauen und einer Jagdszene (Antilopen und Raubtier) regelmäßig ab. Die arabische Inschrift nennt den Ilchan Abu Sacid (1316 - 1335).

Sehr bedeutsam ist auch das Mobiliar des Museums. Neben prunkvollen, in Schwarz ~~und~~-Weiß und Gold gehaltenen süddeutschen Schränken aus der Zeit um 1680 sehen wir hier u.a. auch Schaukasten aus den Beständen der Reliquienschatzkammer von St.

Stephan. Besondere Beachtung verdient eine reich verzierte eiserne Truhe mit Vexierschlössern aus dem Jahre 1678. Es ist das Meisterstück des berühmten Nürnberger Kunstschlossers Bartholomäus Hoppert.

Der reiche, von Rudolf IV. begründete Reliquienschatz der Stephanskirche ist durch zwei in mittelalterlicher (der Edel-



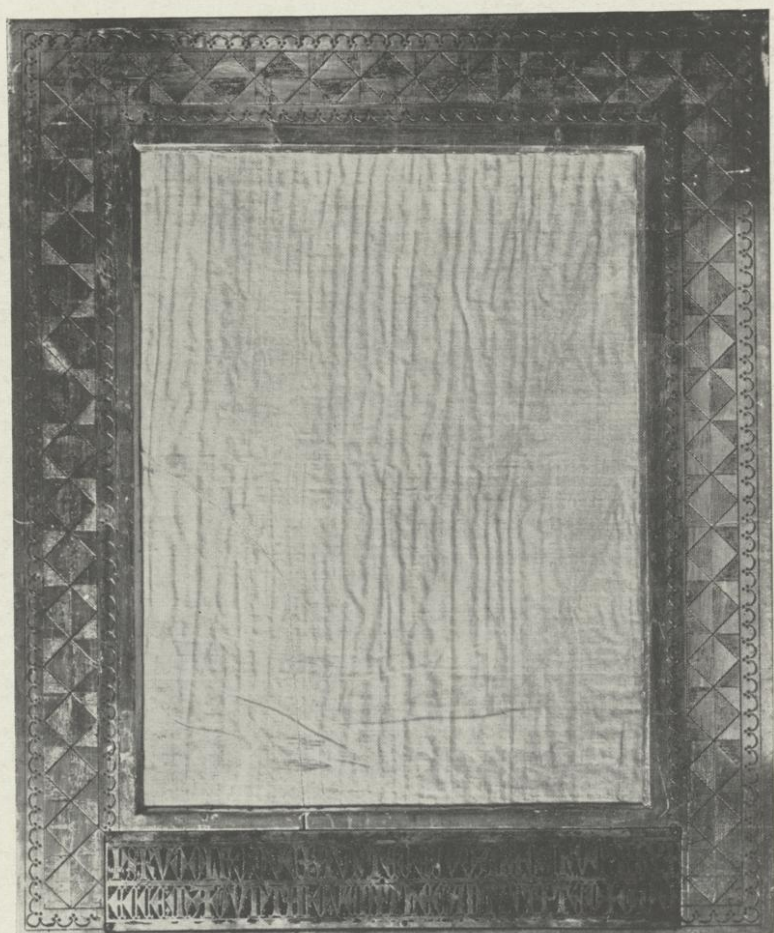
Abb. 151

metallverzierung beraubter) Holzfassung erhaltene, für mittelalterliche Denkmalsart charakteristische Stücke vertreten. Die Teile vom Sudarium (Grabtuch) Christi (Abb. 152) und dem Abendmahlstischtuch des Herrn (Abb. 153) sind durch die Rahmeninschriften als Geschenke des Erzbischofs von Mainz, bzw. des Königs von Ungarn an Rudolf IV. gesichert. Das erste Stück ist als "tuech darynn der herr Christus im grab gelegen" bezeichnet; das zweite ent-

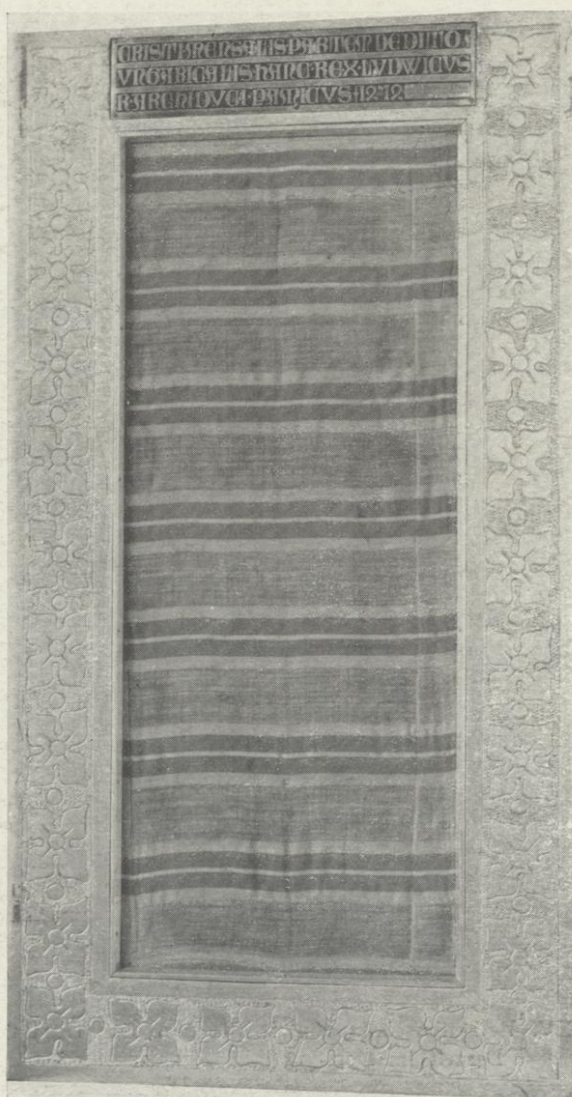
hält folgenden Hinweis: "Ain wolgezierts vergulds plenari darein (ein Teil) des Tischtuchs auf dem der Herr Jhesus mit seinen Jüngeren das leß abentessen hat geessen"

Unter den Schriftdenkmälern verdient jenes über die Errichtung des Wiener Bistums (1469) besondere Beachtung (Reproduktion nach der Orig. Urkunde).

Eine Beschreibung der einzelnen Ausstellungsgegenstände an Hand aller bisher erreichbaren einschlägigen archivalischen Nachrichten bietet der zitierte Führer durch das Erzbischöfli-



152
Abb. ■. Reliquienschatz von St. Stephan: Sudarium Christi.
Derzeit im Dom- und Diözesanmuseum.



153
 Abb. ■. Reliquienschatz von St. Stephan:
 Abendmahlstischtuch Christi.
 Derzeit im Dom- und Diözesanmuseum.

chen Dom- und Diözesanmuseum.

Nun bleiben noch die Häuser der Westfront des Stephansplatzes zu besprechen übrig, die auf dem Boden der alten Brandstätte stehen. Ueber diese ist im Band I, S. 643 - 647 bereits ausführlich gesprochen worden. Dort wurde schon erwähnt, daß sich der heute als Brandstätte bezeichnete Straßenzug, der eine moderne Anlage ist, keineswegs mit der historischen Brandstätte deckt, sondern nur von dieser seinen Ausgang nimmt.

Das Haus S t e p h a n s p l a t z Nr. 8 (alt Nr. 628) ist identisch mit Brandstätte Nr. 1, fällt daher in den Rahmen des 1. Bandes, siehe dort, S. 647 - 653.

Das Haus S t e p h a n s p l a t z Nr. 8A (alt Nr. 628) ist identisch mit Jasomirgottstraße Nr. 2, siehe Band I, S. 654.

S t e p h a n s p l a t z Nr. 9 (alt Nr. 627) ist identisch mit Jasomirgottstraße Nr. 1, siehe Band I, S. 659, 660.

S t e p h a n s p l a t z Nr. 10 (alt Nr. 626) : 1433 wird als Eigentümerin des ^{irrgewöhnlich} ~~ehemals~~ hier bestandenen Hauses Katharina Pusenperger genannt, die ehemals mit Hainreich dem Zinngießer verheiratet war. Deren Sohn, der Zinngießer Stephan Pusenperger hinterläßt 1467 eine Haushälfte seiner Tochter Dorothea, die an den Goldschmied Wenzel Znoymer, später an den Pheilschifter Michl Spiczapfel verheiratet ist, - die andere seiner zweiten Tochter Margarethe, die Procop Perger, den Goldschmied, zum Manne hat. Dorotheens Tochter Lucia Freiswald, die nach dem Tode Pergus, der 1493 kinderlos gestorben war, auch in den Besitz der zweiten Haushälfte kam, verkauft das ganze Haus noch im gleichen Jahre an den Eisner Stefan Puchler und dessen Gattin Margarethe. Da nach Puchlers Tode keine Erben vorhanden waren, fällt es 1507 der Stadt zu. Diese verkauft es an den Zinngießer Jorg Eber und dessen Gattin Anna. 1523 ist Eigentümer der Zinngießer Panthaleon Schaffer,

der es seiner Witwe Magdalena hinterläßt, die den Zinngießer Jakob Wiener ehelicht. 1558 verkauft es Magdalenens Sohn aus erster Ehe Sebastian Schaffer an Christoph Wankher und dessen Gattin Margarethe. 1566 erwirbt es von diesen der Leibarzt des Erzherzogs Ernst, Dr. Ladislaus Stuff, in dessen Familie es bis 1589 bleibt. In diesem Jahre erwirbt es der Ratsherr und Wachs-kerzler Michael Schwarz. Der hinterläßt es 1629 seinem Sohn, dem Eisenhändler Rudolf Schwarz, der es 1632 an den Hofwachs-kerzler Monfreti Antoni de Antoni verkauft. 1642 erbte es seine Tochter Barbara, verehel. Pezolo und da sie wegen "blöden Verstand nicht fähig war, zu testieren", kam es nach ihrem Tode 1688 an ihren ältesten Sohn, den Ratsherrn und Wachskerzler Josef Pezolo. 1767 befand es sich noch im Eigentum dieser sehr kinderreichen Familie. 1774 ist Michael Stadlbauer Eigentümer des Hauses, 1792 Elisabeth Passy (Name im Grundbuch undeutlich), 1820 Michael Malzer, 1830 Anna Huber, 1855 Anna Huber und Anna Perger, 1872 Anton und Sophie Kranner, die hier ein damals sehr bekanntes Warenhaus eröffneten. 1886 wurde an Stelle des alten Hauses durch die Architekten Fellner und Helmer ein Neubau aufgeführt, der gleich den beiden angrenzenden, durch die gleichen Architekten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach einheitlichem Bauplan errichteten Häusern (Stephansplatz Nr. 9 und 11) in den Besitz der Familie Rothberger kam und die nun als "die Rothbergerhäuser" (Abb. 154) fortan bezeichnet wurden.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wohnte hier der Opernkomponist Johann Schenk, dessen "Dorfbarbier" am 6. November 1796 im Kärntnertortheater seine Erstaufführung und dann viele hundert Wiederholungen erlebte. Schenks Mißerfolg mit "Achmet und Almazinde" erschütterte seinen Glauben an sein Können. Er zog sich von der Bühne zurück und starb als schrullenhafter Junggeselle 1836. Ein inniges Verhältniß verband ihn mit Beet-



Abb. 154

hoven, dessen Lehrer der einige Zeit war und den er mit höchster Verehrung als weit über sich selbst stehend erkannte.

bei S t e p h a n s p l a t z Nr. 11 (alt Nr. 595), identisch mit Goldschmiedgasse Nr. 2, siehe Band I, S. 661/66.

him, daher sich durch besondere Tugenden und Vortrefflichkeit auszeichnete, eingehender hat sich mit ihm die Sage beschäftigt.

Hiernach ward er hochwürdig Herr in dem damals noch kleinen Städtlein seines frommen Wandels wegen hochgeschätzt und verehrt. Wenn er nach vollbrachten Segenswerke vor dem Pfarrhause unter einem jungen Lindenbaum saß, umgaben ihn stets zahlreiche Kinder seiner Pfarre, um auf des weisen Mannes Erzählungen und Ermahnungen zu hören. Der Mann war in Folge der Jahre stark und mächtig, der Pfarrherr aber alt und schwach geworden. Als der Greis an einem lauen Herbstabend trübsinnig unter dem bereits entlaubten Baume saß und dachte, daß seine Zeit zu Ende gehe, ergriß ihn das heile Mägdlein, das noch einmal seine Liede in prächtiger Blütenpracht des Frühlings zu sehen. Des Pfarrers Kräfte aber schienen nie dahin nicht mehr langen zu wollen. Und als mitten im Winter sein letzter Tag gekommen schien, ließ er durch den Kirchenrenten den Verbleib